

Die Industrielandschaft Zürcher Oberland

Einführung in ihre Landschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte

Cornel Doswald, Claudia Fischer-Karrer, Barbara Thalmann Stammbach



Cornel Doswald

lic. phil. I, Historiker/Fachexperte für historische Verkehrswege, Präsident der SGTI – Schweizerische Gesellschaft für Technikgeschichte und Industriekultur

Claudia Fischer-Karrer

lic. phil. I, Historikerin/Kunsthistorikerin, Kulturdetektive Wetzikon

Barbara Thalmann Stammbach

dipl. Architektin ETH

Titelbild: Die Spinnereien Diezikon (links) und Hubwies (rechts) der Firma Oberholzer & Spoerry, später Spoerry & Schaufelberger, in Laupen bei Wald ZH, kurz vor 1873.
(Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Inhalt

Die Industrielandschaft Zürcher Oberland in ihrer heutigen Gestalt entstand über eine Zeitdauer von rund dreieinhalb Jahrhunderten. Wir können in grossen Zügen vier Entwicklungslinien unterscheiden, die sich zeitlich überschneiden und ineinander-greifen. Die Heimindustrie im 17. und 18. Jahrhundert, die Fabrikanlagen der Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert, die andauernde technische Durchdringung der Landschaft, schliesslich der Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft im 20. und 21. Jahrhundert – sie alle haben in der offenen Landschaft wie auch im Siedlungsraum viele Bauwerke und technische Anlagen hinterlassen, die als Ganzes die Industrielandschaft Zürcher Oberland ausmachen.

Mit der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung der Industrie ging auch eine gesellschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung einher, die sich heute ausser an den Bauten auch an zahlreichen Institutionen, Erinnerungsorten und Anlässen ablesen lässt. Zudem finden sich an verschiedenen Orten Hinweise auf Persönlichkeiten, welche die Entwicklung massgebend mitprägten.

Die Frühindustrialisierung: Heimindustrie und vorindustrielle Landwirtschaft	5
<i>Bäuerliche Grundlagen der Heimindustrie</i>	5
<i>Frühe Ursachen der Industrialisierung</i>	10
<i>Die Heimarbeit stimuliert Bevölkerungswachstum und Besiedlung</i>	11
<i>Industrielle Heimarbeit als Lebensgrundlage</i>	15
<i>Neue Oberschicht und alte Obrigkeit</i>	17
Industrielle Revolution: Die Epoche der Fabrikindustrie	19
<i>Voraussetzungen der Mechanisierung der Industrie</i>	19
<i>Das Oberland wird erste mechanisierte Textilindustrieregion in Kontinentaleuropa</i>	19
<i>Dezentrale Fabriken als komplexe neue Siedlungsform</i>	21
<i>Veränderte Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiter</i>	25
<i>Vom Store zum Coop</i>	25
<i>Die industrielle Produktionsweise setzt sich durch</i>	28
<i>Liberalismus und Demokratische Bewegung</i>	31
<i>Wandel der Arbeitsverhältnisse, Binnenwanderung und Entstehung der Fabrikdörfer</i>	33
<i>Dauerhaftigkeit der Fabrikstandorte trotz neuer Energiequellen</i>	35
<i>Elektrifizierung und Mechanisierung der Kleinbetriebe</i>	37
<i>Künstliches Licht – Öffentliche Beleuchtung</i>	37
<i>Soziale Einrichtungen</i>	39
<i>Schulbildung</i>	41
<i>Religiosität im Wandel</i>	44
<i>Von der Altersarmut zu Autonomie und Selbstbestimmung</i>	45
<i>Freizeit und Sport</i>	46
Agrarlandschaft – Industrielandschaft – Erholungslandschaft	51
<i>Landwirtschaft, Landschaft, Natur</i>	51
<i>Technisierung der Landschaft</i>	54
<i>Erschliessung durch ein leistungsfähiges Strassennetz</i>	55
<i>Der Eisenbahnbau verändert Landschaftsbild und Siedlungsstruktur</i>	57
<i>Wasserbau verbindet Hochwasserschutz, Energieproduktion und Strukturverbesserungen</i>	61
<i>Rationalisierung des Gewässernetzes durch Gewerbekanäle</i>	62
<i>Industrielandschaft als gestaltete Einheit</i>	64
<i>Neukonstruktion des Lebensraums</i>	66
<i>Gesellschaft und Natur</i>	67
Tertiarisierung: Von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft	71

<i>Planungsinstrumente und Planungsideen</i>	71
<i>Richtplan Kanton Zürich</i>	73
<i>Region Zürcher Oberland RZO</i>	75
<i>Landschaft</i>	75
<i>Vom Dorf zur Stadt</i>	76
<i>Gestalterische Uniformität der Produktionsbetriebe</i>	77
<i>Entwicklung der Arbeitsplatzgebiete</i>	77
<i>Energiegewinnung</i>	79
<i>Entwicklung des Wohnens</i>	80
<i>Auswirkungen der Mobilität</i>	82
<i>Wachstum der Agglomeration, Deindustrialisierung, Folgenutzungen</i>	82
<i>Vom Armenhaus zum Mittelstand</i>	85
Industrielandschaft, Industriekultur, Tourismus	87
Zusammenfassung und Fazit	92
Ausgewählte Literatur und Quellen	94

Anhang: Atlas zur Entwicklung der Industrielandschaft Zürcher Oberland

Die Frühindustrialisierung: Heimindustrie und vorindustrielle Landwirtschaft

Die Zürcher Oberländer Heimindustrie entstand im 17. Jahrhundert in einer bäuerlich geprägten Lebenswelt. Sie entstand aber nicht zuletzt als Ausweg aus der beschränkten wirtschaftlichen Tragfähigkeit der Landwirtschaft, die keine ausreichenden Lebensgrundlagen für die ganze einheimische Bevölkerung schaffen konnte.

Im Verlauf der Frühindustrialisierung löste sich deshalb ein immer grösserer Teil der Bevölkerung aus der Bindung an die bäuerliche Lebenswelt und verdiente sich ihren Lebensunterhalt mit gewerblichem Spinnen und Weben im eigenen Haushalt. Die Heimarbeit war Lohnarbeit, sie machte die Heimarbeiter unabhängiger von der landwirtschaftlichen Produktion, die oft weniger einträglich war, aber die Heimarbeit brachte sie auch in Abhängigkeit von Einfuhr und Konsum von Lebens- und Genussmitteln. Die Gewöhnung an eine Lebensweise, in der nicht die selbst erzeugten Produkte, sondern der Lohn und die Angebote des Marktes in den Mittelpunkt der Lebenshaltung rückten, bereiteten den Übergang in die industrielle und postindustrielle Lebenswelt vor.

Zugleich wurde die neue Lebensweise von einer grundlegenden Unsicherheit geprägt: die Heimarbeiter waren von der wechselnden Wirtschaftskonjunktur abhängig, die Arbeitsangebot und Löhne bestimmte. Darüber hinaus erlebten sie anfangs des 19. Jahrhunderts mit dem Übergang zur Fabrikindustrie die erste Welle der revolutionären Auswirkungen des technischen Fortschritts auf die Lebensbedingungen der Industriearbeiterschaft, der neuen Bevölkerungsklasse.

Bäuerliche Grundlagen der Heimindustrie

Die allermeisten Bewohnerinnen und Bewohner des Oberlands waren bis um 1650 noch in der Landwirtschaft tätig und ernährten sich von den Erzeugnissen, die sie selbst hervorbrachten. Sie schufen als Bauern die Grundlagen des heutigen Siedlungsraums und des Landschaftsbilds.

Die ländliche Heimindustrie breitete sich im 17. und 18. Jahrhundert in einer Agrarlandschaft aus, die bereits im Spätmittelalter bis an die Grenzen des damals Möglichen genutzt wurde. Die südlichen und südöstlichen Teile des Kantons Zürich (Knonaueramt, Sihltal, Randbereiche des Zürichseebeckens sowie das Oberland mit Glatt-, Kempt-, Töss- und Jonatal und den sie umgebenden Berglandschaften) eigneten sich weniger gut für den im Mittelland vorherrschenden Getreidebau oder einen ertragreichen Weinbau als das Unterland, Weinland und das Nordufer des Zürichsees. Sie sind regenreicher und weisen ein hügeliges oder sogar stark coupiertes Relief mit zahlreichen feuchten Senken oder Steillagen auf. In ihren höchsten Lagen herrschen Verhältnisse ähnlich denen im Viehwirtschaftsgebiet der Voralpen.

Dabei unterschieden sich das obere Glatttal, aber auch die Talböden des Tösstals bis hinauf gegen Wila, und das Tössbergland in einem wesentlichen Punkt: In den tiefer gelegenen Gebieten betrieb man noch einen starken Ackerbau, oft in der Form der Dreizelgenwirtschaft. Die Dreizelgenwirtschaft reichte im flachen Talboden des Tösstals bis nach Turbenthal, Wila, Saland und Undel hinauf, an der Westabdachung des Tössberglands etwa bis Weisslingen, Wildberg, Isikon, Hittnau, Adetswil, Bäretswil, Bettswil, Hinwil und Ringwil.



Agrarlandschaft im Getreidebauggebiet: Die grossen Äcker, aber auch die Haus-gärten des Dorfes sind ein-gezäunt und von den Wegen abgetrennt. Aussicht von Schloss Uster gegen den Greifensee, David Herrli-berger um 1750.
(Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Das Tössbergland war dagegen ein Viehwirtschaftsgebiet mit grossen Grünlandflächen.

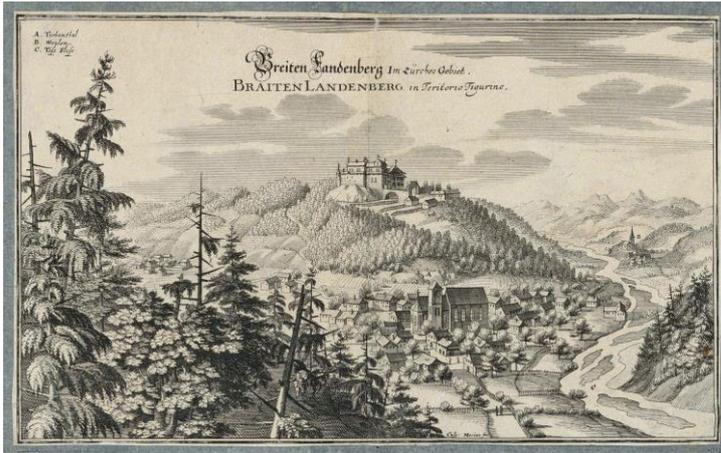


Agrarlandschaft im Viehwirtschaftsgebiet: Die Wiesen und Weiden in der Umgebung der Siedlungen sind mit Hecken und Zäunen eingefriedet. Ansicht des Girenbads mit dem Allmen (links) von Nordwesten, 1636.
(Zentralbibliothek Zürich, Handschriftensammlung, Mscr. L 464 p. 482)

Dazwischen erstreckte sich eine Übergangszone der Feldgraswirtschaft, die je nach den örtlichen Gegebenheiten stark von Wiesen und Weiden geprägt war. Typisch für ihre Randgebiete war die sogenannte Ägertenwirtschaft. Dabei brach man innerhalb des Grünlands regelmässig geeignete Ackerparzellen auf, bewirtschaftete sie einige Jahre mit Getreide, später auch Kartoffeln, und liess sie danach wieder grün fallen.

Dem ganzen Gebiet gemeinsam war das relativ feuchte Klima – im Bergland regenreicher als im Glatttal – sowie das relativ stark gegliederte Terrain. Das coupierte Gelände war ausserhalb des Tössberglandes durchsetzt mit Hügeln und Senken mit Feuchtgebieten, an deren Stelle im Bergland mit seinen steileren Hängen tiefe Bachgräben treten. Es erlaubte keine grossflächigen Ackerfluren, wie sie in den besten Getreidebaugebieten des Mittellandes üblich waren. Die Dreizelgenwirtschaft (zu der immer auch bewässerten Fettwiesen für ein Minimum an Winterfutter für das Zugvieh gehörten), die Feldgras- und Ägertenwirtschaft (Grünland mit eingestreuten Blockäckern) und die Allmende (hauptsächlich Wald und Feuchtgebiete, saisonal auch die Brachweide) griffen mosaikartig ineinander.

Eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzflächen zur Vergrösserung der Produktion kam damals noch kaum in Frage. Für Flusskorrekturen und grossflächige Bodenverbesserungen, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert zur Erweiterung der Anbauflächen ausgeführt wurden, fehlten die Kenntnisse und die technischen und finanziellen Mittel.



Turbenthal mit Schloss Breitenlandenberg und Wila im 17. Jh.: Noch nimmt die unkorrigierte Töss mit ihren verzweigten Ästen einen grossen Teil des Talbodens ein. Caspar Merian, um 1650. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Zusätzliche Rodungen in den Wäldern – mit Ausnahme des Tössquellgebiets – hätten andererseits die Energie- und Bauholzversorgung der Landschaft bedroht. Land für Neusiedlungen gab es nur noch in den grossen, bewaldeten Allmenden auf den Höhen des Tössberglands. Hier erreichten die Dauersiedlungen auch höchste, wenig ertragreiche Lagen. Deren Besiedlung wurde aber erst durch die Heimarbeit als wichtigste Erwerbsgrundlage möglich.

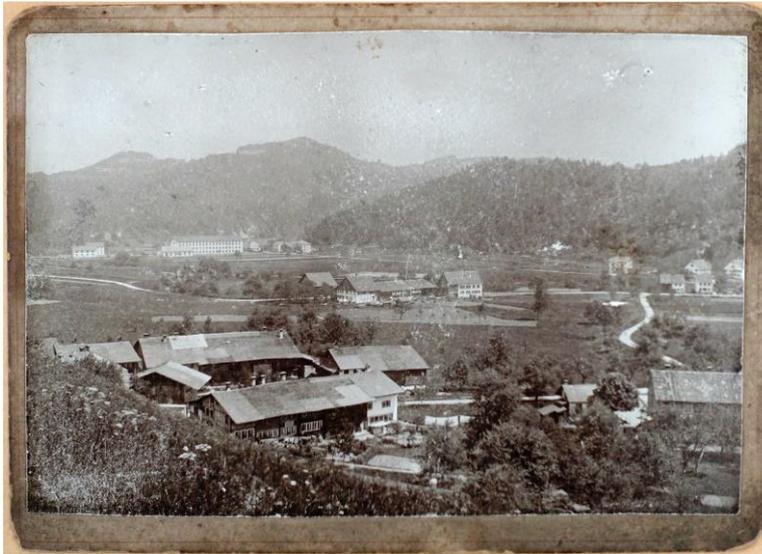
Einscheidend für die sich verdichtende Besiedlung und das grosse Bevölkerungswachstum waren aber nicht allein diese entlegenen Landreserven, sondern die Tatsache, dass viele Gemeinden des Oberlands nur über bescheidene Gemeindegüter verfügten, die Erträge für die Gemeindeglieder abwarfen. Deshalb konnten sie auch nur niedrige Einzugsfelder für Neuzuzüger erheben. Dadurch hatten sie anders als reiche Kornlanddörfer kaum Möglichkeiten, den Zuzug landloser, armer Arbeitskräfte über die Einzugsgebühren zu steuern.

Ausserdem fehlte im Feldgrasgebiet, also der breiten Übergangszone zwischen den Dörfern des Kornlandes und dem reinen Viehwirtschaftsgebiet, das Verbot, in der Allmend zu bauen und zu wohnen. Die Allmenden waren hier nicht wie im Kornland ganz in das wenig flexible Nutzungssystem der Dreifelderwirtschaft eingebunden, das durch den «Etterzwang» (die Pflicht, innerhalb des Zauns zu siedeln, der das Dorf umgab) alle nutzbaren Flächen vor Überbauung schützte.

Neubauten waren ebenso wie Hausteilungen und Anbauten verbreitet. Die Realteilung der Güter bei Erbgängen führte zu einer Vermehrung kleiner und kleinster selbständiger Bauernhöfe und Tagelöhner-(sog. Tauner-)haushalte mit prekären Existenzgrundlagen. Bis ins 17. Jahrhundert blieb es dabei meist bei einer einzigen Hofteilung, denn mehrfach geteilte und damit entsprechend kleinere Höfe hätten die Existenz von Bauernfamilien nicht sichern können. Mit der Heimindustrie aber erweiterte sich die wirtschaftliche Grundlage der ländlichen Familien, und die Höfe konnten in kleinste Besitzeinheiten geteilt werden.

Deshalb verloren die Gemeindegüter im Heimindustriegebiet im 18. Jahrhundert mit dem Anwachsen der Bevölkerung jede Bedeutung für die Regulierung der Bevölkerungszahl. Als Viehweide und Holzlieferanten blieben sie aber bedeutend, und die Beweidung durch das Kleinvieh der zahlreichen Heimarbeiter war den Agrarreformern und Waldpflegern ein Dorn im Auge.

Ausserdem entstand eine Vielzahl kleiner und kleinster Besitzeinheiten. Viele Heimarbeiter- und Tagelöhnerfamilien besaßen nicht nur ein kleines Wohnhaus, sondern bewirtschafteten daneben auch noch einen Garten oder einen «Einschlag» in der Allmend, d.h. eine von der Gemeinde gepachtete oder erworbene Anbauparzelle.



Siedlungsbild im Industrie-gebiet des Tösstals um 1900: Der Flarzweiler Undel, dahinter Dillhaus und im Hintergrund die Weberei Grünthal in Juckeren. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Dementsprechend war die vorindustrielle Besiedlung des Zürcher Oberlandes in ihrer Grundstruktur sehr dezentral. Es war nicht wie in den produktivsten Getreide- und Weinbaugebieten das geschlossene Dorf vorherrschend, sondern eine stark vom Relief abhängige Durchmischung von Dörfern, Weilern und Einzelhöfen. In dieser Streusiedlungslandschaft gab es nur wenige, schwach entwickelte Zentren in den Zwergstädten der Landvogteisitze Kyburg, Greifensee und Grüningen, den Kirchdörfern und einigen wenigen Marktorten (Grüningen, Kyburg, Uster, Pfäffikon und Wald seit dem Spätmittelalter, Bauma seit 1661/62).



Siedlungsbild im Landwirtschaftsgebiet des Glatttals: Die Kirche von Gossau mit benachbarten Höfen liegt erhöht über der Niederung des Glatttals, darunter die Nutzungszonen mit den Rebbergen, dem Ackerland und im Vordergrund die Wiesen im feuchten Talgrund, voneinander durch Zäune und Hecken getrennt. Jakob Kuhn, 1770/90. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Der Flarz als Wohn- und Arbeitsort

Das charakteristische Erzeugnis und die typische Hausform der vollständigen Durchsiedlung des Zürcher Oberlandes ist das Flarzhaus. Der Flarz ist eine Art aus der Not heraus entstandenes «bäuerliches Reihenhhaus». Der Ausdruck «Flarz» stammt von «umeflarze» und hat die alte mundartliche Bedeutung «kriechen, sich ducken», ein sicher passender Ausdruck für die niedrigen Häuser mit den schwach geneigten Dächern, den sogenannten Tätschdächern.

Flärze sind durch Teilen, Um- und Anbauen von bestehenden, traditionellen Kleinbauernhäusern entstanden. Zu ersten Hausteilungen kam es bereits im 16. Jahrhundert. Anlass dafür war die so genannte «Gerechtigkeitsbeschränkung» auf der Allmend. Eine Allmend war damals im gemeinsamen Besitz aller Bauern in einem Dorf und bestand in der Regel aus Wald, Wiese und Streuland. Dieses gemeinsame Eigentum diente als Weide für die Tiere und versorgte die Bauern mit Holz. Als aber im 16. Jahrhundert die Bevölkerung im Zürcher Oberland anstieg und es eng auf der Allmend wurde, beschlossen die Dörfer, die Nutzung auf eine bestimmte Anzahl von Bauernhäusern oder Höfe zu beschränken. Da im Falle einer Haus- oder Hofteilung die Allmendnutzung mitgeteilt wurde, teilte man nun die bestehenden Häuser auf oder man baute an die Häuser an. Damit war jedem Hausbesitzer mit eigenem Kamin der Zugang zur Allmend gesichert.

Typisch für die Flärze sind die Reihenfenster, die noch heute die ehemaligen Webkeller und Spinn- oder Webstuben der Heimarbeiterhäuser anzeigen. Sie besaßen in der Regel keinen bäuerlichen Wirtschaftsteil mehr oder höchstens eine kleine Stallscheune. Trotzdem bestand in den Flärzen noch die herkömmliche Einheit von Wohnort und Arbeitsplatz der vorindustriellen Epoche, die erst durch die Zentralisierung der Arbeitsplätze in den Fabriken aufgehoben wurde.

Mit der Heimindustrie veränderte sich auch die Lebensform der ländlichen Bevölkerung. In den Flärzen wohnten nun nicht mehr nur Kleinbauern, deren Frauen und Kinder die oft vielköpfigen Familien durch zusätzliche Heimarbeit miternährten. Mit dem Anwachsen von Produktion und Bevölkerung kamen immer mehr Familien dazu, die sich ausschliesslich von der Heimarbeit ernährten. Die Lebensverhältnisse in den Flarzhäusern der Heimarbeiter waren eng und dunkel. Weder gab es genügend Licht (ausser in den Stuben und Webkellern mit ihren Reihenfenstern) noch Platz. Zudem stand der grosse Webstuhl meist in der Stube, wo die Luft feucht war wegen der Kartoffelstärke, die verwendet wurde, um Fadenbrüche zu verhindern. Nur die feinen Musselin(Baumwoll-)stoffe, die ein besonders feuchtes Klima benötigten, wurden im Keller gewoben, grobe Baumwollstoffe (sowie alle Seidenstoffe) aber in der Stube.

Da die Landwirtschaft für ihre Bewohner nur noch eine untergeordnete Bedeutung hatte, genügte ein Gemüse- oder Kräutergarten vor der Stube. Er diente vor allem der Selbstversorgung und erbrachte damit im Zeitalter der Massenarmut einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Ernährung der Bevölkerung. Die Pflanzgärten waren entsprechend den Flarzteilen oft klein und einfach gestaltet, denn für die arme Bevölkerung stand weniger der Schmuck im Vordergrund als der Nutzen. Aber trotzdem waren in den Gärten neben Kohl auch bunte Blumen wie Geranien, Lavendel, Primeln, Nelken, Levkojen oder Rosen zu finden.

Die Kleinbauern ernährten sich nach Möglichkeit von den Erträgen aus dem eigenen Garten. Es wurde vor allem Kraut und Kohl angebaut, anderes Gemüse war noch wenig verbreitet. So wurde die Kartoffel im Zürcher Oberland erst im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Grundnahrungsmittel. Milch- und Mehlsuppen, Haferbrei und Dörrobst bildeten die Hauptnahrung. Brot und Fleisch waren im Gegensatz zu heute etwas Besonderes. Getrunken wurden vor allem Most und Wein.

In jüngster Zeit hat man den Flarz im Zuge der modernen Sehnsucht nach einer ländlichen Lebensweise wieder schätzen gelernt. Viele Häuser erstrahlen wieder mit schön renovierten Fassaden und hochmodernen Inneneinrichtungen. Doch der bäuerliche Vorgarten ist nicht mehr gefragt und wird oft zum Parkplatz oder Abstandsgrün. Haus und Gärten bedingen sich gegenseitig, bilden eine Einheit, die Pflanzgärten der Flarzhäuser sind somit wichtige Zeitzeugen und erhaltenswerte Gartendenkmäler.

Heute sind im Zürcher Oberland mehrere hundert solcher Häuser noch erhalten.

Bereits vor der Einführung der Baumwollverarbeitung bestand im Zürcher Oberland ein für den Export produzierendes Leinwandgewerbe. Es wurde als bäuerliches Nebengewerbe betrieben, weil sich das feuchte Hügelland gut für den Anbau von Flachs eignet. Ländliche Kleinunternehmer, so genannte «Verleger», lieferten das Garn, kauften die Leinwand von den Leinwandwebern, prüften die Qualität und organisierten den Absatz der Tücher. Dieses «Verlagssystem» war unabhängig von städtischem Kapital. Ihre hauptsächlichen Arbeitskräfte waren Frauen und Kinder.

Trotz der vorhandenen Heimarbeit im Leinwandgewerbe gab es (wie im ganzen Zürcher Kantonsgebiet) im 17. Jahrhundert noch einen permanenten Bevölkerungsüberschuss. Er äusserte sich in einer verbreiteten Auswanderung vor allem jüngerer, arbeitsfähiger Frauen und Männer. Von diesem Arbeitskräfteüberschuss profitierte schliesslich aber die aufkommende Baumwoll-Heimindustrie.

Nach der Reformation waren in Zürich die Solddienste, d.h. der Militärdienst für fremde Mächte, verboten worden. Die Familien der herrschenden Stadtzürcher Oberschicht legten deshalb ihre Vermögen nicht als Militärunternehmer, sondern im Fernhandel und zunehmend auch in der Textilproduktion an. Sie blieben dabei, obwohl die Solddienste seit dem frühen 17. Jahrhundert beschränkt wieder zugelassen wurden. Dabei kam ihnen zuerst die Aufnahme der reformierten Flüchtlinge aus Locarno 1555 zu gut, die dem Tuch- und Leinwandgewerbe ausländische Märkte erschlossen und mit dem Sachwissen über die Organisation der Produktion im Verlagssystem die Verarbeitung von Seide und Wolle einführten.

Entscheidend für die weitere Entwicklung war, dass Baumwolle als billiges Massenprodukt in wachsenden Mengen importiert und verarbeitet werden konnte. Aufgrund des in Zürich seit langem etablierten Handels mit Oberitalien und dem östlichen Mittelmeer kam die importierte Rohbaumwolle zum überwiegenden Teil aus Ägypten (so bis ins 20. Jahrhundert; vom frühen 19. Jahrhundert an wurden auch grosse Mengen aus den Südstaaten der USA sowie Indien und Brasilien eingeführt).

Mit der Ausdehnung der Baumwollverarbeitung über den Nahbereich der Stadt (3–4 Wegstunden = ca. 15 km) hinaus etablierte sich im späten 17. Jahrhundert eine Schicht ländlicher Zwischenhändler (sog. «Fergger»), welche Rohstoffe und Fertigprodukte als selbständige Unternehmer zwischen den städtischen Grosshändlern und den ländlichen Produzenten vermittelten. Mit dem Wachstum der Menge an verarbeiteter Rohbaumwolle setzte sich im Oberland im Laufe des 18. Jahrhunderts die Baumwollspinnerei als dominierendes Gewerbe durch; gebietsweise verbreitete sich auch bereits die Baumwollweberei. Den Zwischenhändlern eröffnete dies soziale und ökonomische Aufstiegsmöglichkeiten. So stammten viele erfolgreiche Unternehmer, welche ab 1798 die politische Entwicklung massgebend beeinflussten, von ländlichen Verlegern ab.

Die Heimarbeit stimuliert Bevölkerungswachstum und Besiedlung

Die Heimindustrie nahm den Bevölkerungsüberschuss auf, die in der Landwirtschaft überschüssigen Arbeitskräfte bildeten ihr Arbeitsreservoir. Etwa seit den 1740er Jahren erlaubten steigende Löhne die Gründung von Familienhaushalten ohne die Existenzgrundlage eines bäuerlichen Betriebs. In diesen Haushalten spannen und woben auch die Männer. Die Heimindustrie erlaubte es dadurch sogar landlosen Tagelöhnern und Kleinbauern, eine Existenz aufzubauen. Anders als in den Landwirtschaftsgebieten der nördlichen und nordwestlichen Kantonsteile ging die Auswanderung stark zurück, und die Bevölkerung wuchs stark an. Infolgedessen entstanden zahlreiche neue Wohnhäuser in den bestehenden Siedlungen und neue Ansiedlungen im Streusiedlungsgebiet. Die Besiedlung dehnte sich im Tössbergland sogar in feuchte und steile Grenzlagen aus, die sich bisher für ganzjährige Bewirtschaftung nicht geeignet hatten.



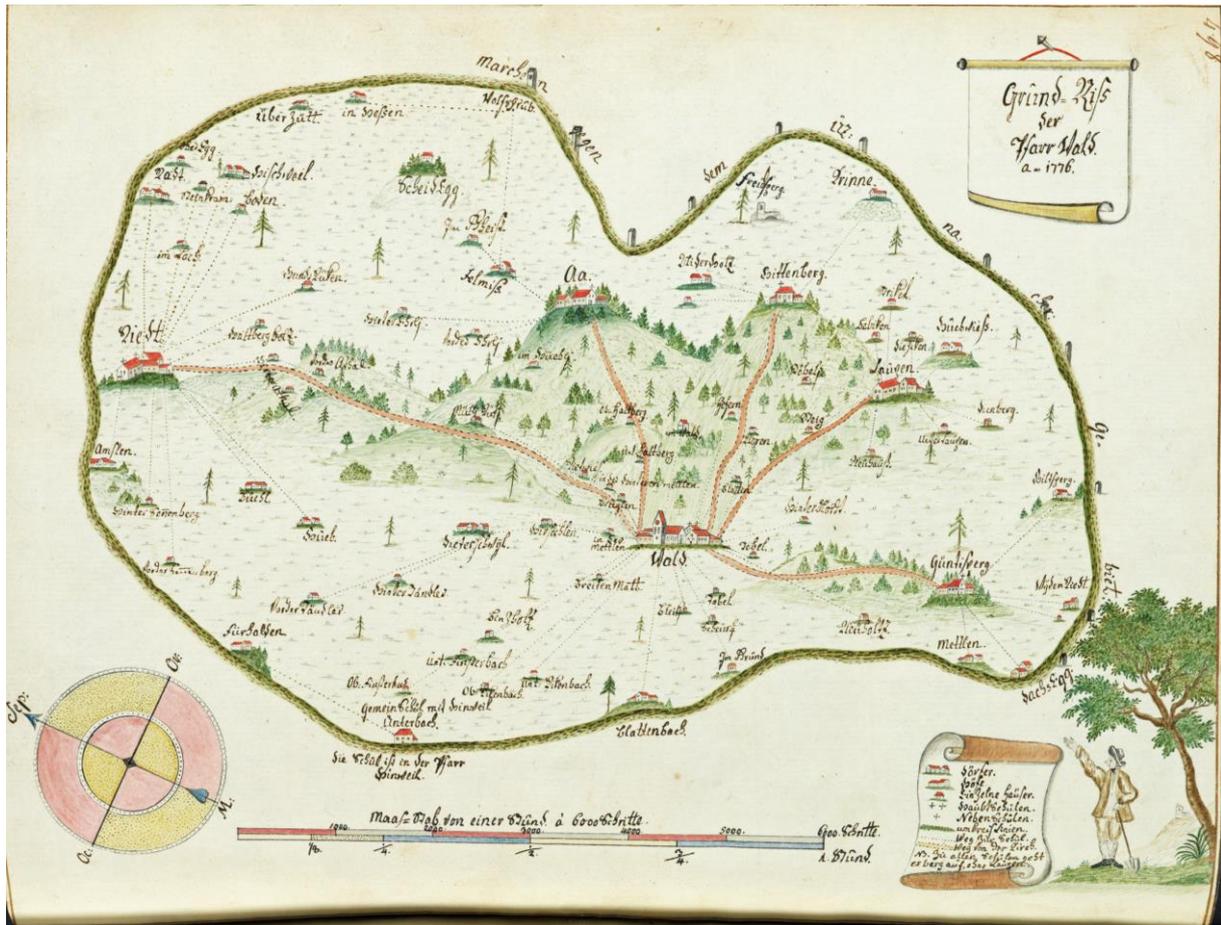
Die Besiedlung erreichte auch die höchsten Höhen des Tössberglands: Ansicht des Hörnligipfels von Westen, um 1900. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



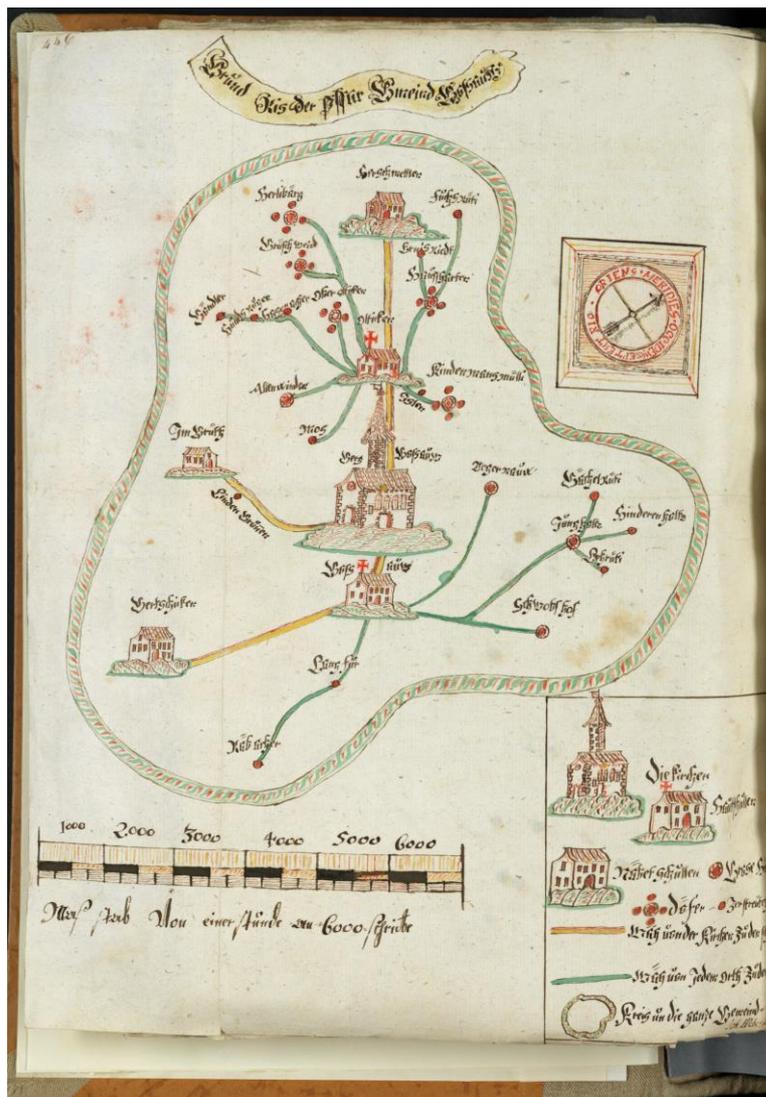
Weitgehend entwaldete Berglandschaft mit Fusswegen und Viehweiden im Gebiet der Kreuzegg. Johann Jakob Koller, gegen 1775. Die abgebildete Stelle ist vermutlich nicht im Fischenthal, sondern hinten im Goldingertal zu suchen. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Prospect im Fischenthal unten an der Kreuzegg, im Canton Zürich.

In dieser Zeit vollendete sich die bis heute sichtbare Durchsiedelung des Zürcher Oberlands mit ihrer charakteristischen Verbindung von Dörfern, Weilern und Einzelhöfen im Streusiedlungsgebiet. Dabei wuchsen viele ältere Einzelhöfe und Hofgruppen durch Realteilung zu grösseren Weilern an. Sie führten fortan als «Aussenwachten» ein gewisses Eigenleben und waren oft bevölkerungsreicher als das zentrale Kirchdorf. Die Frühindustrialisierung verstärkte damit die dezentrale Besiedlung des Oberlandes.



Das stark verzweigte Netz der Schul- und Kirchwege der Pfarrei Wald 1771 mit ihren zahlreichen Weilern und Einzelhöfen. Die Kirchwege ins Dorf sind stark hervorgehoben, die zu den Nebenschulen führenden Schulwege mit punktierten Linien angedeutet. (Staatsarchiv Zürich, E II 168, S. 498)



Im Prinzip gleich aufgebaut wie in Wald war das Wegnetz der Pfarrei Gossau. Hier zeichnet sich die Streusiedlung im coupierten Drumlingebiet zwischen Gossau und Herschmettlen (oben im Bild) mit einer Vielzahl von Siedlungen und Wegen deutlich ab. (Staatsarchiv Zürich E II 168, S. 446)

Mit der Zunahme der Bevölkerung veränderten sich aber auch die Ansprüche an die Lebensmittelversorgung, da weder die einheimische Landwirtschaft noch die bescheidene Selbstversorgung der Heimarbeiter den Bedarf decken konnten. Grundnahrungsmittel, hauptsächlich Getreide und Salz, mussten in immer grösseren Mengen importiert werden. Mit der importierten Baumwolle erreichten aber im Lauf des 18. Jahrhundert auch neue Genussmittel aus den Kolonien das Oberland, namentlich Kaffee und Zucker. Auch der Schnapskonsum der Heimarbeiter wurde bereits um 1770 von städtischen Beobachtern mit Stirnrunzeln wahrgenommen.

Mit dem wachsenden Bedarf stieg nicht nur die Bedeutung der einheimischen Getreidemühlen und der Kornhändler, die oft mit den Müllern identisch waren. Auch die ländlichen Märkte erhielten eine wachsende Bedeutung. Nicht zufällig wurde bereits mit dem Aufkommen der Verlagsindustrie im Leinwandgewerbe und dem Einsetzen des Bevölkerungswachstums im 17. Jahrhundert der Kyburger Markt erneuert. Wald erhielt 1621 das Recht, wöchentlich Markt zu halten, und Bauma wurde 1661/62 zum Marktort erhoben. Sie bildeten zentrale Garmärkte im Tössbergland.

Dennoch änderte sich an den Verkehrsverhältnissen bis nach 1830 nicht viel. Fusswege und Karrwege bildeten das Verbindungsnetz. In den Gebieten mit Flurzwang diente es zugleich als Bewirtschaftungsnetz, das radial von den Ortskernen ausstrahlte. Das Netz der Ortsverbindungen war verhältnismässig dicht; es schloss auch zahlreiche Fusswege ein, namentlich die Kirch-, Schul- und Marktwege. Auch die Träger, die als Zwischenhändler von Baumwolle und Garnen im Verlagsystem eine zentrale Rolle spielten, benutzten die Fusswege, die im Berggebiet vielerorts die einzigen Verbindungswege darstellten. Daneben gab es einige wenige wichtige Landstrassen – ein Begriff, der nichts über den Zustand von Ausbau und Unterhalt aussagt;

wie bei allen Strassen und Wegen waren hier bis ins 19. Jh. die Anstösser unterhaltspflichtig, aber dieser Aufgabe nur schlecht gewachsen.

Industrielle Heimarbeit als Lebensgrundlage

Mit der Verbreitung der Heimspinnerei, später auch der Heimweberei, in der neu aufkommenden Baumwollindustrie entstand im Oberland ein Wirtschaftszweig, der scheinbar eine fast unbeschränkte Zahl von Arbeitskräften aufnehmen konnte. Bei ihnen handelte es sich in erster Linie um arbeitsfähige Arme oder von der Armut bedrohte Menschen. Zunächst stammten sie aus der Landwirtschaft, waren Tagelöhner oder Erben von Bauern, denen nach der Erbteilung kein Bauerngut mehr zugefallen war, das zum Leben gereicht hätte. Die Heimarbeit erlaubte ihnen nicht nur, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sondern auch, eine Familie zu gründen und sich an einem Ort fest niederzulassen, anstatt auszuwandern und sogar ohne Familie zu bleiben! (Es darf nicht vergessen werden, dass die Familie damals nicht nur Arbeits- und Lebensgemeinschaft, sondern auch die wichtigste Versorgungsstätte für alt gewordene, nicht mehr arbeitsfähige Menschen war.) Infolge der Erbteilungen und des Bevölkerungswachstums auf der Landschaft gingen die nachwachsenden Generationen der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen dann oft aus landlosen Arbeiterfamilien hervor, der Bezug zur bäuerlichen Abstammung löste sich auf.

Die Armut wirkte sich unterschiedlich aus und traf nicht alle gleich. Landwirtschaftliche Tagelöhner und Kleinbauern, die auf Zusatzverdienst angewiesen waren, waren am ehesten von saisonaler Unterbeschäftigung betroffen. Sie waren auch von der Beziehung zur bäuerlichen Oberschicht der Halb- und Grossbauern abhängig, die ihre Arbeitgeber waren und ihnen ihre Pfluggespanne zur Verfügung stellen konnten. Es gelang ihnen selten, der Armut zu entkommen. Die Heimarbeiter dagegen spürten die konjunkturellen Schwankungen der Textilindustrie mit dem Sinken und Fallen ihrer Löhne, im Extremfall auch mit vorübergehender Erwerbslosigkeit und quälendem Hunger. In guten Zeiten lebten sie in einem bescheidenen Wohlstand, fielen durch die Übernahme städtischer Moden und den Konsum von Kolonialwaren auf. Es war ihnen aber kaum möglich, Reserven anzusparen, die nicht früher oder später von einer Lebensmittelteuerung weggefressen worden wären. Ihre Existenz blieb prekär, weil sie in zweierlei Hinsicht konjunkturabhängig war: einerseits von der Konjunktur der industriellen Absatzmärkte, und andererseits von den Schwankungen der Nahrungsmittelpreise, die von den natürlichen Wetterzyklen und von der Preisentwicklung des Getreidehandels bestimmt wurden.

Die Hungerkrise von 1816/17 im Schnittpunkt gegenläufiger Entwicklungen

Die Frühindustrialisierung war in verschiedener Hinsicht zukunftsweisend für die weitere Entwicklung der Schweiz: Durch die Einführung der industriellen Heimarbeit gelang es, dass erstmals die gesamte, wachsende einheimische Bevölkerung der industrialisierten Regionen unabhängig von der einheimischen Agrarproduktion einen Lebenserwerb fand und nicht mehr auf die Auswanderung angewiesen war. Die Grundlage dafür bestand in Massenproduktion und einem weitreichenden, international vernetzten Aussenhandel.

Andererseits waren aber im frühen 19. Jahrhundert Voraussetzungen noch nicht gegeben, die wir heute als selbstverständlich ansehen: ein leistungsfähiges Transportsystem und die flexible Verfügbarkeit von Lebensmitteln aus dem Fernhandel, welche einheimische Ernteausfälle kompensieren konnten.

Die Versorgung der wachsenden Bevölkerung blieb daher krisenanfällig, denn sie beruhte wie seit Jahrhunderten auf dem Lebensmittelhandel innerhalb benachbarter Regionen, für die Nordostschweiz vor allem auf Getreideimporten aus Süddeutschland und dem Elsass. Bereits früher hatten Missernten innerhalb dieser Regionen für Teuerungen (expansive Preissteigerungen bei den Grundnahrungsmitteln), Getreideausfuhrverbote (sog. «Kornsperrern») und die damit verbundenen Hungersnöte gesorgt, zuletzt 1770/71. Verbilligte Kornverkäufe und Kornspenden aus den staatlichen Kornhäusern sowie kirchliche und private Wohltätigkeit vermochten die Not höchstens zu lindern, aber nicht wirksam zu bekämpfen.

Daran hatten die nachfolgenden Innovationen in der Landwirtschaft, vor allem die Einführung des Anbaus von Kartoffeln, noch nichts entscheidendes verändert. Dafür wäre eine grundlegende Modernisierung der Landwirtschaft unter Aufhebung althergebrachter Reglementierungen (Dreizelgenwirtschaft mit Flurzwang, gemeinsame Allmendnutzung, Naturalzehnten und -abgaben) erforderlich gewesen. Diese Strukturreform setzte sich aber erst im Lauf des 19. Jahrhunderts durch. Voraussetzung war, dass sich die Einsicht durchsetzte, dass dafür eine verbesserte landwirtschaftliche Bildung, wie sie schon von den Agrarreformern des späten 18. Jahrhunderts gefördert wurde, nicht ausreichend war.

Zugleich befand sich die Zürcher Oberländer Baumwollindustrie im frühen 19. Jahrhundert in einer Krise, die sowohl strukturell als auch konjunkturell verursacht war. Strukturell, weil der Übergang von der Handspinnerei zur mechanischen Spinnerei noch nicht bewältigt war, der über ihr weiteres Schicksal entschied. Konjunkturell, weil mit der Aufhebung der von Napoleon 1806 verfügten Kontinentalsperre ein Schutzmechanismus für die schweizerische Baumwollspinnerei dahinfiel und englische Maschinengarne auf dem europäischen Markt wieder frei zugänglich waren. Ausserdem verursachte das 1807 von England und den USA verfügte Verbot des Sklavenhandels eine vorübergehende Verknappung und Verteuerung der Baumwolle, was sich indirekt auch auf die schweizerischen Importe von Rohbaumwolle auswirkte, die bevorzugt aus Aegypten bezogen wurden. Die Folge war eine verbreitete Erwerbslosigkeit unter den HandspinnerInnen, die zu jener Zeit weder durch private Ersparnisse noch durch darauf vorbereitete soziale Institutionen aufgefangen werden konnte.

Schliesslich verursachte das unvorhersehbare Naturereignis des Tambora-Ausbruchs eine katastrophale Entwicklung. Durch die extremen Witterungsverhältnisse, die es auslöste, verband sich eine vorindustrielle Ernährungskrise mit einer industriellen Beschäftigungskrise zur verheerendsten Hungersnot seit Menschengedenken.

Gewerbliche Heimarbeit war als Nebenerwerb nichts grundsätzlich neues und unvertrautes. Viele Tagelöhner- und Kleinbauernfamilien hatten sich schon früher innerhalb der bäuerlichen Gesellschaft einen Zusatzerwerb verschafft, hauptsächlich durch Flachsspinnerei und Tuchweberei, aber auch als gelernte Handwerker. Neu an der industriellen Heimarbeit war, dass sie nicht mehr in eine bäuerliche Lebensweise eingebettet war. Mit der Industriearbeit verbreitete sich die für die Landschaft neue soziale Beziehung zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter, die sich nicht mehr innerhalb einer Betriebs- und Lebensgemeinschaft abspielte, wie sie der Bauernhof war.

Neu war auch, dass die Heimarbeiter fast stets über Geld verfügten. Ihre Lebensweise war nicht mehr in erster Linie an die Selbstversorgung gebunden, die das Bauernleben prägte. Soweit sie noch Lebensmittel für den Eigenbedarf produzierten, taten sie dies in Gärten und Pünten, ausserhalb gemeinschaftlicher Nutzungsweisen wie der Dreizelgenwirtschaft – auch wenn sie in der Regel noch auf die gemeinsame Viehweide in der Allmend angewiesen waren, selbst wenn sie eigenes Grünland für das Winterfutter

besaßen. Sie wurden in Geld entlohnt, und sie mussten Geld ausgeben, um Nahrungsmittel, Kleider, Schuhe und andere lebenswichtige Güter zu kaufen, um sich ein Häuschen zu bauen und um die Schulden zu bezahlen, die sie in vielen Fällen machen mussten, um ihren Hausstand zu gründen. Sie entwickelten eine Neugierde über das Althergebrachte heraus, die sich nicht nur in der Übernahme von fremden Moden und Konsumgütern ausdrückte. Sie pflegten Formen der Geselligkeit, die sich mit ihrer Arbeitsform gut vereinbaren liessen, beispielsweise die gemeinsamen «Spinnstubeten».

In guten Zeiten verdienten die Heimarbeiter besser als die Kleinbauern und verfügten zudem stets über Bargeld – im Gegensatz zur den Bauern, die nur im Herbst zu Bargeld aus dem Verkauf der Ernte kamen. «Spare in der Zeit, so hast Du in der Not» galt aber noch nicht. Das Geld wurde am Wochenende von den Heimarbeitern oft verprasst – an Festen, in Pinten und Tavernen, zum Beispiel im Ochsen Wetzikon. Erst nach der schweren Hungerkrise von 1817 wurde Sparen langsam zur Tugend. Dazu trugen auch Gemeinnützige Gesellschaften mit der Gründung von Sparkassen bei – beispielsweise als 1828 in Bubikon die Ersparniskasse des Oberamtes Grüningen als ältestes Institut der heutigen Clientis Sparkasse Zürcher Oberland gegründet wurde. 1833 entstand die Spar- und Leihkasse des Bezirkes Pfäffikon, 1836 die Ersparniskasse des Bezirkes Uster.

Wenn der industrielle Absatz florierte, Heimarbeit reichlich vorhanden war und die Löhne stiegen, konnten sich die Heimarbeiter den Bauern, ihren Nachbarn, so durchaus überlegen fühlen. Jakob Stutz überliefert im 1836 erschienenen dritten Band seiner «Gemälde aus dem Volksleben» folgendes bezeichnende Spottlied (das sich übrigens in ähnlicher Form zur gleichen Zeit auch bei Jeremias Gotthelf im Bernischen findet):

Wenn die Bure z'Acher fahren,
Können wir die Schueh ersparen;
Uns geht's wohl!

Wenn die Bure mähn und schwitzen,
Können wir im Schatten sitzen;
Uns geht's wohl!

Wenn die Bure sich müend bucken,
Göhnd mir mit ufrechtem Rucken;
Uns geht's wohl!

Wenn die Bure früh uffstehen,
Können wir im Bett uns drehen;
Uns geht's wohl!

Neue Oberschicht und alte Obrigkeit

Mit dem Wachstum der Industrieproduktion und der Zunahme der im Verlagssystem produzierten Garne und Stoffe stieg die Bedeutung der neuen gesellschaftlichen Gruppe der ländlichen Textilunternehmer, der Garnhändler und Tuchhändler. Diese traten neben die alte ländliche Oberschicht der Gross- und Halbbauern, der Kornhändler und der Inhaber ehehafter (d.h. obrigkeitlich konzessionierter) Betriebe wie Müller und Tavernenwirte, die bis zur helvetischen Revolution die Vertreter der Obrigkeit in den Landgemeinden, die Untervögte, stellten.

Die städtische Obrigkeit machte kaum einen Versuch, den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel zu verstehen und zu bewältigen. Bis zur helvetischen Revolution 1798, aber erneut auch nach dem Zusammenbruch der französischen Vorherrschaft 1813 dominierte ein konservativer Paternalismus. Die städtische Oberschicht war überzeugt von ihrer Fähigkeit und Berufung dazu, stets das Beste für ihre ländlichen Untertanen zu tun und zu wollen und übte die Amtsgeschäfte in diesem Sinn aus. Dazu gehörte die Fürsorge für Mangelsituationen (Kornhäuser), aber auch die Oberaufsicht über Kirchentreue, Sitten und Moral.

Es bestand schon im 18. Jahrhundert ein ländliches Schulwesen mit Ganzjahres- und Sommerschulen, das aber bis zur französischen Revolution stark theologisch geprägt war und von den kirchlichen Behörden überwacht wurde. Die Winterschule war die Regel, Sommerschule wurde nicht überall gehalten. Ein zentrales Problem für den Schulbesuch stellte die Länge des Wegs zur nächsten Schule dar, die gerade in den Streusiedlungsgebieten erheblich sein konnte. Tendenziell waren die Absenzen umso zahlreicher, je länger der Weg war; schlechter Zustand der Wege und ungünstige Witterung verstärkten diesen Zusammenhang. Ausserdem waren die Kinder von Armen besonders stark davon betroffen, da sie zuhause mitarbeiten mussten und ermüdet zur Schule kamen. Oft konnten sich ihre Eltern auch die erforderliche Kleidung, Schuhe und Verpflegung nicht leisten.

Die einzige bedeutende Konzession der städtischen Obrigkeit an die Landbevölkerung, die die Restauration von 1813–15 überlebte, war die Einführung der Handels- und Gewerbefreiheit und die Abschaffung der städtischen Wirtschaftsprivilegien. Sie begünstigte den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandel im Oberländer Industriegebiet enorm. Die neue Oberschicht gewann zusehends an politischem Einfluss. Die politische Mitbestimmung der Landschaft und des Volkes setzte sich aber erst in der Epoche der «Regeneration» nach dem ersten Ustertag 1830 durch und wurde durch die Demokratische Bewegung der 1860er Jahre fortgesetzt. Sinnbildlich dafür steht der zweite Ustertag 1867. Auch strukturelle Reformen in der Landwirtschaft, im Schul- und im Verkehrswesen liessen nach der Wiederherstellung der alten Herrschaftsverhältnisse auf sich warten und führten zu einem Reformdruck, der sich in der Dynamik der 1830er Jahre entlud.

Industrielle Revolution: Die Epoche der Fabrikindustrie

Im frühen 19. Jahrhundert setzte die Industrialisierung des Zürcher Heimindustriegebiets ein (1802 Betriebsaufnahme der ersten mechanischen Spinnerei der Schweiz im Hard bei Wülflingen). 1814 gab es im Kanton Zürich bereits 60 mechanische Baumwollspinnereien, 1827 waren es 106 mit insgesamt 196000 Spindeln. Darunter befanden sich viele kleinere Betriebe, teilweise ohne Wasserkraftantrieb, die später wieder verschwanden (z.B. an der Luppmen bei Fehraltorf/Pfäffikon).

Voraussetzungen der Mechanisierung der Industrie

Gegenüber der Epoche der Heimindustrie und der Vorherrschaft der Stadt über die Landschaft bestanden dafür neue Voraussetzungen:

Die Aufhebung der Privilegien und Monopolrechte des Stadtzürcher Gewerbes im Gefolge der französischen Revolution 1789 ermöglichte die freie Entwicklung von Handels- und Produktionsunternehmen auf der Landschaft, die bis anhin stark eingeschränkt gewesen waren.

Seit etwa 1790 erreichte in grossen Mengen maschinell hergestelltes Baumwollgarn von sehr guter Qualität den Kontinent und verursachte innert kurzer Zeit den Zusammenbruch der Handspinnerei.

Andererseits wirkten der englische Maschinenbau, die entwickelten Antriebsysteme und ausgereiften Fabrikorganisationen als Vorbilder, da die industrielle Revolution in England schon Jahrzehnte früher eingesetzt hatte.

Die wenigen Jahre der von Napoleon Bonaparte gegen den englischen Handel verfügten Kontinentalsperre (1806-1814) wirkten sich für die entstehende Maschinenspinnerei in der Schweiz in einem günstigen Moment protektionistisch aus und schützten sie gegen ihre stärkste Konkurrenz. Im Gegensatz dazu profitierte sie weder vorher noch nachher von einem Zollschutz und musste sich unter Freihandelsbedingungen weiterentwickeln.

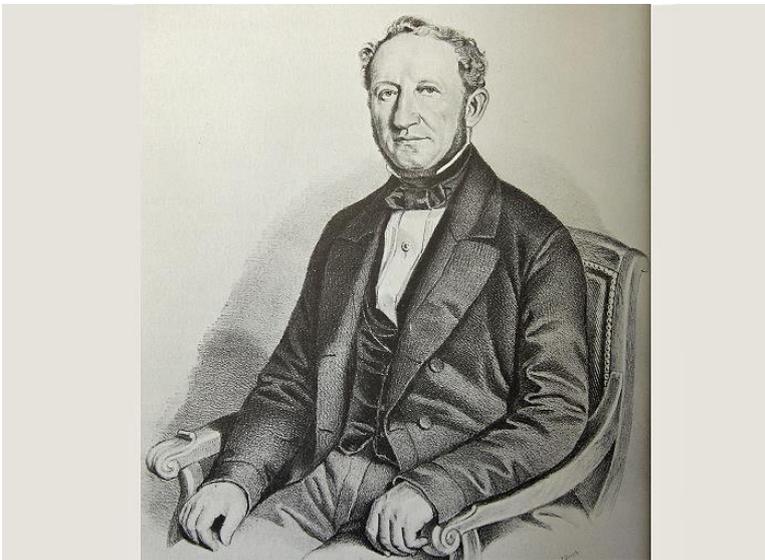
Das Oberland wird erste mechanisierte Textilindustrieregion in Kontinentaleuropa

Die neuen Betriebe der mechanisierten Baumwollindustrie nutzten eine bereits vorhandene natürliche Ressource des Zürcher Oberlands aus: die reichlich vorhandene Wasserkraft und Gefällsenergie der zahlreichen Bäche und Flüsse des Tössberglandes und seiner Westabdachung, die mit dem Aabach bis an den Greifensee reicht. Auf dieser Grundlage entwickelte sich die Zürcher Oberländer Textilindustrie von der Heimindustrie zur Fabrikindustrie, während für eine vergleichbare, flächendeckende Entwicklung in den anderen Heimindustriegebieten des südlichen Kantonsteils (Knonaueramt, Hirzel, Sihlthal, Pfannenstiel und Glatttal) die natürliche Grundlage weitgehend fehlte. Das Zürcher Oberland wurde zur ersten mechanisierten Textilindustrieregion auf dem europäischen Kontinent.

Besonders erfolgreich nutzten Fabrikanten der Gründergeneration wie der «Spinnerkönig» Heinrich Kunz (1793-1859) in Uster, der «Weberkönig» Caspar Honegger (1804-1883) von Rüti oder der «Eisenbahnbaron» Adolf Guyer-Zeller (1839-1899) in Bauma und Bäretswil die neuen Freiheiten. Sie sind heute noch im Bewusstsein der Bevölkerung verankert– nach ihnen sind u. a. Strassen und Wege benannt.



Heinrich Kunz, 1793–1859.
(Quelle: www.kunzareal.ch)



Caspar Honegger, 1804–1883.
(Wikimedia Commons)



Adolf Guyer-Zeller, 1839–1899.
(Wikimedia Commons)

Nach dem raschen Wachstum der mechanischen Baumwollspinnereien im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts setzte ein markanter Konzentrationsprozess ein, der sich noch heute an den Grossspinnereien der ersten Industrialisierungsperiode ablesen lässt: 1836 bestanden im Kanton Zürich noch 87 Spinnereien, die bereits 292'000 Spindeln betrieben. 1842 liefen in nur noch 69 Spinnereien insgesamt 330'000 Spindeln.

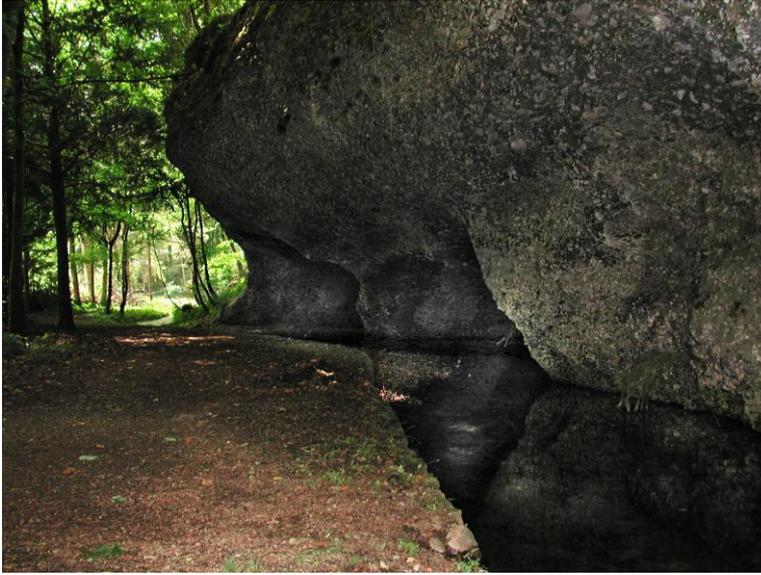
Dezentrale Fabriken als komplexe neue Siedlungsform

Die Mechanisierung der Spinnerei war wegen der ökonomischen Wasserkraftnutzung als Antriebsenergie auf die Zusammenfassung der Arbeitskräfte in den Betrieben angewiesen. Dies beeinflusste die Lage und die Gestalt der Industriestandorte nachhaltig und lässt sich bis heute an den Bauten jener Epoche ablesen. Die typische Siedlungsform der industriellen Revolution bilden die Fabriken mit ihren unverzichtbaren Nebengebäuden sowie ausgeklügelten Kanalsystemen und Weiheranlagen. Fabriken waren keine isolierten Produktionsanlagen, sondern funktionale Komplexe, zu denen die Verwaltungsgebäude, die Fabrikantenvillen mit ihren Parks (Neuthal, Trümpler-Areal Uster, Seidenweberei und Villa Weber in Rüti, Dürsteler Fabrik Wetzikon mit Badhäuschen im Rückhaltebecken etc.), Stallscheunen und Wagenschöpfe gehörten, aber auch Reparaturwerkstätten, aus denen oft selbständige Produktionsbetriebe wurden. Die zum Teil grossartigen Villen und Parkanlagen widerspiegeln den Reichtum und die Macht des sozial und politisch aufstrebenden Unternehmertums.

Je nach Energiekapazität des Einzugsgebietes entstanden Standorte unterschiedlicher Grösse. Die einzelnen Betriebe reichten sich an einem Wasserlauf oder künstlichen Kanal auf zu eigentlichen Industrieachsen, oder sie siedelten sich in bestehenden Dörfern an, die zu Industriedörfern wurden. Seit dem frühen 19. Jahrhundert wurden dabei die für die Energiegewinnung günstigen Lagen umgestaltet; die Fabriken besiedelten die Einzugsgebiete der Wasserläufe Töss, Jona, Chämterbach/Aabach und Kempt und der meisten ihrer Zuflüsse. Als Ergebnis dieser dezentralen Industrialisierung entstand die unübersehbare Allgegenwärtigkeit der Industrieanlagen in den Tälern des Zürcher Oberlandes.



Das Industrieensemble Neuthal, besterhaltenes Beispiel eines Fabrikkomplexes des 19. Jahrhunderts im Zürcher Oberland. (Foto Armin Heer, 2017)



*Romantischer Park im Trümpler-Areal, Uster.
(Foto Ryffel + Ryffel,
Landschaftsarchitekten, Uster)*

Von einer tiefgreifenden Veränderung der Siedlungsform zeugen die Kosthäuser, die von den Fabrikanten für zugezogene Arbeitskräfte gebaut wurden. Dass die Fabrikanten Kosthäuser bauten, hatte auch sozialpolitische Gründe. Aufgeschlossene Fabrikherren waren Mitglied der «Gemeinnützigen Gesellschaft», die sich unter anderem mit Wohnungsbau beschäftigte und wie später erwähnt um gute Ernährung und Hygiene kümmerte. Es war aber auch ein unternehmenspolitisches Thema, denn um überhaupt produzieren zu können, brauchte es einen Arbeiterstamm, eine «notwendige Investition um produzieren zu können». Indem man die Arbeiter in den Kosthäusern wohnen liess solange sie in der Fabrik arbeiteten, hat man sie an die Fabrik gebunden. Mit Mietverträgen und Kosthausordnungen versuchte man die Arbeiter durch bürgerliche Werte zu kontrollieren: «Um 10 Uhr abends sollen alle Bewohner zu Hause sein, zu Bett gehen und Feuer und Licht gelöscht werden. Ausnahmen können nur in Krankheitsfällen, aus vorheriger Anzeige, vom Obermeister erlaubt werden. Geistige Getränke, als Most, Wein, Bier, Branntwein etc. dürfen weder in der gemieteten Wohnung ausgedient noch Trinkgelage gestattet werden» (Hausordnung der Spinnerei Wollishofen 1872 für die Kosthauswohnungen).

Erstmals lebten zahlreiche Industriearbeiter und -arbeiterinnen nicht mehr auf eigenem Grund und Boden, sondern waren in Wohnhäusern eingemietet, in denen zahlreiche Wohnungen über- und nebeneinander lagen. Im sogenannten «Aargauer Dörfli» der Spinnerei Unter-Aathal z. B. mit seinen zahlreichen Kosthäusern stammten die ersten Arbeiter aus dem Aargau.



*Kosthäuser im «Aargauer Dörfli»
im Aathal.
(Foto Kulturdetektive)*

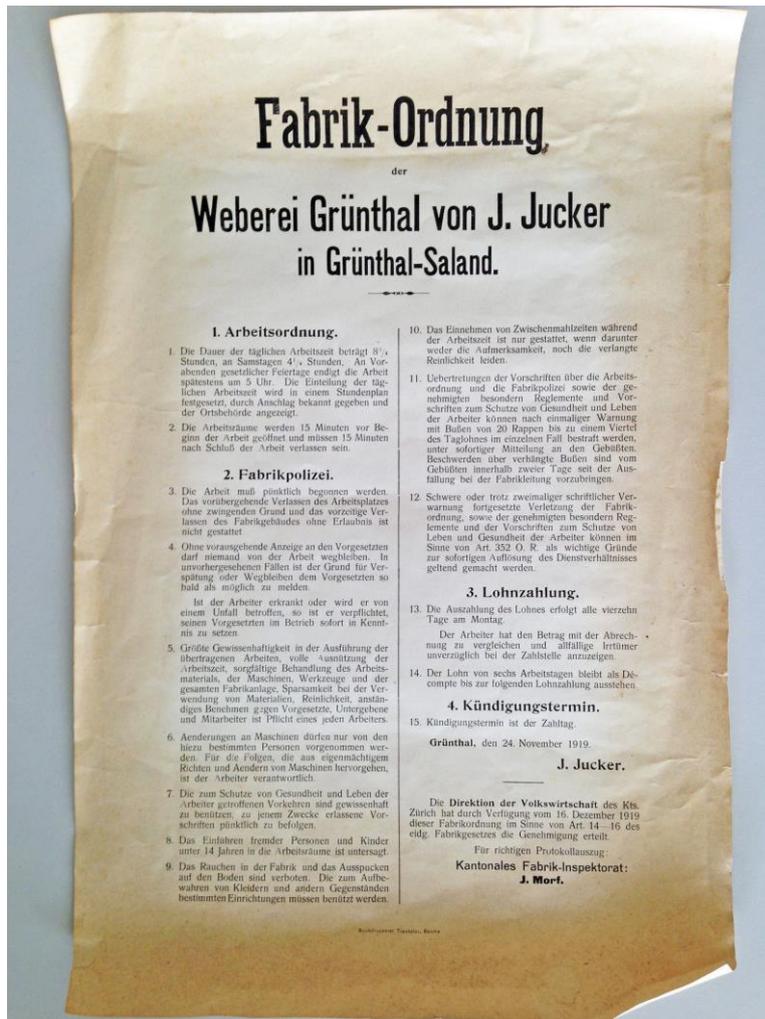
Das nahe beieinander Wohnen der Fabrikarbeiter förderte das Gefühl, im selben Boot zu sitzen, was zur Entstehung von Arbeitervereinen und Gewerkschaften beitrug. Die Sektionen des Schweizerischer Arbeiter-, Turn- und Sportverbandes wie z. B. Satus in Uster und Wetzikon oder der Arbeiterschliessverein Rütli ZH sind noch Zeugen davon. Robert Grimm, einer der führenden Köpfe der Arbeiterbewegung, stammte aus Wald ZH. Als Präsident des Oltener Aktionskomitees verfasste er 1918 den Aufruf zum Landesstreik und übernahm den Vorsitz der Streikleitung.

Dass sowohl die Fabrikherren als auch die Arbeiter auf dem Fabrikareal wohnten, hing auch mit einer starken Kontrolle der Arbeitgeber über ihre Arbeiter zusammen. Arbeiter, die in Kosthäusern wohnten, waren an die Fabrik gebunden. Der Verlust der Arbeit bedeutete gleichzeitig den Verlust der Wohnung.

Mit der neuen Arbeitsform in der Fabrik entstand ein neues Abhängigkeitsgefüge mit Fabrikherren und Fabrikarbeitern (Männer, Frauen und Kinder). 1877 wurde zum Schutz der Arbeiterschaft ein Regelwerk eingeführt, das sogenannte Fabrikgesetz, das alles von der Länge der Arbeitszeit bis zur Kinderarbeit festschrieb. Nicht überall kam dies gut an, auch nicht in Arbeiterkreisen. In Wetzikon lehnten es die Arbeiter der Giesserei Honegger z. B. ab mit der Begründung: «lieber einen Löffel mehr Suppe im Tag als eine halbe Stunde weniger arbeiten».

In den Fabrikordnungen der einzelnen Fabriken wurde neben der Arbeitszeit u.a. der Zahltag geregelt. «Die Auszahlung des Lohnes erfolgt alle vierzehn Tage am Montag». Dies war nicht überall und zu allen Zeiten so. Anfangs bekamen die Arbeiter den Lohn am Samstag, was zur Folge hatte, dass viele ihren Lohn nicht

nach Hause brachten, sondern in der Wirtschaft verprassten. Um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert änderten dies einige sozialer denkende Fabrikanten und zahlten wie die Weberei Grünthal in Juckern den Lohn am Montag aus. Was sich aber noch sehr lange hielt, war das sogenannte Decombe: Damit blieb der Lohn von sechs Arbeitstagen bis zur folgenden Lohnzahlung ausstehend. (Fabrikordnung Weberei Grünthal von J. Jucker in Grünthal-Saland, 24. November 1919). Diese Rückstellung wurde verwendet zur Vorfinanzierung allfälliger Strafen. Dies belegen zum Beispiel die Zahltagsbüchlein der Zanggerfabrik in Uster: 20 Rp. Busse wegen Verspätung, Austreten, Krankheit, unerlaubtes Weggehen von der Arbeit; 60 Rp. Busse: wegen schlechter Arbeit, wegen Unfug, für lesen während der Arbeit. Oft wurde auch das das Nichtgrüssen des Fabrikherrn mit einer Busse geahndet.



Fabrikordnung der Weberei Grünthal in der Juckeren bei Saland von 1919.

Veränderte Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiter

«Gesucht: In eine hiesige Feinspinnerei eine solide, Ordnung liebende Familie mit arbeitsfähigen Kindern. Schöne und billige Wohnung nebst Pflanzland ganz in der Nähe der Fabrik.» (Die Industrielle Revolution im Zürcher Oberland, S. 148).

Solche und ähnliche Inserate waren typisch für die Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Möglichkeit, einen eigenen Pflanzgarten für die Selbstversorgung zu bewirtschaften, war für die in Kosthäusern wohnenden Fabrikarbeiter verlockend. Heute unterliegen diese Pflanzgärten einer schleichenden Umnutzung in Ziergärten oder Parkplätze.

Die Arbeiterfrauen waren oft überfordert mit den langen Arbeitstagen in der Fabrik und dem Haushalt. Ihnen blieb wenig Zeit zum Kochen, geschweige denn für Gartenarbeit zur Selbstversorgung. Da der Tagesverdienst eines Arbeiters um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur für eine karge, einseitige Ernährung reichte, beschränkte sich der Speisezettel auf einfachste Kartoffel- und Maisgerichte, sogenanntes Türgemues und Bölepudel. Die Folgen waren Mangelerscheinungen und Krankheitsanfälligkeit.

Im 18. und 19. Jh. nahm der Alkoholkonsum insbesondere unter den Heim- und Fabrikarbeitern enorm zu, einerseits wegen den harten Arbeitsbedingungen, andererseits weil Alkohol immer billiger produziert werden konnte und für die Arbeiterschaft erschwinglich wurde. Abstinenzler-Vereine versuchten Gegensteuer zu geben, zum Beispiel das Blaue Kreuz, das noch heute mit Sektionen im Zürcher Oberland aktiv ist.

Zur Versorgung der Lohnarbeiter mit haltbaren und kostengünstigen Lebensmitteln entstanden an vielen dezentralen Betriebsstandorten auch Kaufläden und Wirtshäuser. Ein solches Ensemble ist z. B. in Juckern-Saland oder im Aathal noch erhalten.

Vom Store zum Coop

Mitte des 19. Jahrhunderts veränderten sich die Konsumgewohnheiten radikal. Einer, der schon früh gemerkt hat, dass diese Zustände verändert werden müssen, war der Glarner Fabrikant Jean Jenny-Ryffel aus Schwanden. Als Textilfabrikant pflegte er intensive Geschäftsbeziehungen zu England, dem Mutterland der Webmaschinen. Auf seinen zahlreichen Reisen beobachtete er die dortigen sozialen Zustände sehr genau. Dabei lernte er die «cooperative stores» in Rochdale kennen, Lebensmittelläden, die von Arbeitervereinen gegründet wurden zum An- und Verkauf von billigen und haltbar gemachten Lebensmitteln für die Arbeiter. Basierend auf dieser Idee gründete er 1839 in Schwanden den ersten «store», den sogenannten Konsum.

1851 folgten die Grütlianner um Karl Bürkli, dem späteren Vorkämpfer der Sozialdemokratie, mit dem Konsumverein Zürich, und schon bald gab es Nachahmungen in der ganzen Schweiz. Konsumvereine waren selbstverwaltete Organisationen, die vor allem in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Genossenschaftsbewegungen entstanden sind. Sie verkauften ihre Produkte in eigenen Läden gegen Barzahlung zu Tagespreisen. 1890 entstand der Verband schweizerischer Konsumvereine (VSK), aus dem in einem jahrzehntelangen Konzentrationsprozess der heutige Grossverteiler Coop hervorging.

Für die Entwicklung von Coop in der Schweiz ist speziell hervorzuheben, dass die Genossenschaften nicht nur als Selbsthilfeorganisationen in Arbeiterkreisen entstanden, sondern auch von bürgerlichen Kreisen (Philanthropen) gegründet wurden.

Am Beispiel von Coop in Wetzikon lassen sich die Veränderungen schön aufzeigen. 1969 fusionierte Coop mit Konsum unter der wirtschaftlichen Lage und der immer stärkeren Konkurrenz. Der repräsentative Konsum musste 1976 einem einstöckigen, fast quadratischen Zweckbau in Waschbeton weichen, es entstand das Coop-Center. Weder interessierte damals eine befriedigende Gesamtwirkung noch nahm man auf Denkmalschutzobjekte besondere Rücksicht, wie dies laut dem neu eingeführten Planungs- und Baugesetz hätte geschehen müssen.



Konsum Wetzikon, 1906 von Architekt Johannes Meier erbaut. (Archiv Geschichte Wetzikon)



*Der Coop Wetzikon aus den 1970er Jahren.
(Archiv Geschichte Wetzikon)*



*Zentrum Möwe mit coop von Architekt Max Dudler, 2002.
Architekturpreis 2005.
(Foto Architekturforum Zürcher Oberland)*

Anders als in den 1970er Jahren, bemühte sich Coop bei seiner Vergrößerung 2002 um eine gute architektonische und städtebauliche Lösung. Der in Berlin tätige Architekt Max Dudler erhielt den Auftrag, den Stadtraum durch elegante Urbanität aufzuwerten und mit einem Wohn-, Geschäfts-, und Einkaufskomplex einen städtischen Ort zu schaffen. Entstanden ist eine architektonische „Skulptur“, die einen neuen baulichen Massstab in der Stadt Wetzikon setzt. Der damals für viele unverständliche Verlust des ersten Konsums konnte mit einer aussergewöhnlichen architektonischen Leistung wieder wett gemacht werden. (Aus: Claudia Fischer-Karrer, «Für immer verloren», Heimatspiegel 2009.)

Mit dem Aufkommen dieser Läden veränderten sich die Ernährungsgewohnheiten. Der Speisezettel wurde vielfältiger, die Ernährung gesünder. Anstatt mühsam im eigenen Garten Nahrungsmittel anzupflanzen, kaufte man sie nun immer öfter frisch, im Einmachglas oder in der Konservendose zu günstigen Preisen im Konsumverein.

Konservendosen von Hero und Einmachgläser machten es möglich, Lebensmittel haltbar zu machen

Es war niemand geringerer als Napoleon Bonaparte, der 1795 einen Wettbewerb für ein Konservierungsverfahren in die Wege leitete und dafür einen Preis von 12.000 Franc aussetzte. Eines seiner grössten Probleme war nicht, die Soldaten auf dem Schlachtfeld zu verlieren, sondern dass er nicht genügend haltbare Lebensmittel vorrätig hatte um sie zu ernähren.

Gewonnen hat den Wettbewerb der Pariser Zuckerbäcker Nicolas Appert, dem es gelang, Lebensmittel wie Obst und Gemüse haltbar zu machen, indem er sie in Gläser füllte, diese erhitzte und danach luftdicht verschloss. Das Sterilisieren von Lebensmitteln war erfunden!

Bereits 1810 liess der Brite Peter Durand die Konservendose aus Metall patentieren. Seine Erfindung fand grossen Beifall, vor allem bei der Kriegsmarine und der Armee, welche diese dickwandigen Metall Dosen mit Schneide- und Schlagwerkzeugen öffneten.

Diese haltbar gemachten Lebensmittel im Glas und in der Dose konnten mit der Zeit auch in den Konsumvereinen gekauft werden und wären bei den Arbeiterfrauen sehr beliebt gewesen, wäre da nicht das mühsame Öffnen gewesen. Erst 50 Jahre nach der Erfindung der Konservendose wurde der Dosenöffner erfunden. Hero kam 1910 mit der ersten Konservendose auf den Markt.

Auch der Firma Maggi aus Kemptthal war die bessere Ernährung der Arbeiter und Arbeiterinnen ein Anliegen. Zusammen mit der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) lancierte sie ab 1885 eiweissreiche Fertigsuppen aus Bohnen, Erbsen und Linsen. Doch es blieb nicht bei den Fertigsuppen, zahlreiche weitere Produkte folgten.

Betty Bossi

Die aus Fehraltorf stammende Alice Schenkel (*1927) nahm mit 30 Jahren die Herausforderung an, als Gesellschafterin einer amerikanischen Witwe mit zwei Kindern nach Amerika zu reisen. Dieser Entscheid sollte ihr Leben und das der ganzen Schweiz bis auf den heutigen Tag prägen.

In Amerika war die junge Zürcher Oberländerin dermassen fasziniert von den vorfabrizierten Lebensmitteln, dass sie allen Mut zusammen nahm und Herrn Jacques Moss, dem damaligen Direktor der Maggi, schrieb und ihn aufforderte, nicht bei der Fertigsuppe stehen zu bleiben. Moss reagierte, nahm mit der jungen Frau Kontakt auf und stellte sie in der Maggi an. 1958 arbeitete sie zuerst für Maggi in New York bevor sie für Maggi Schweiz als PR-Figur Marianne Berger ihre Arbeit aufgenommen hat. Sie führte zuerst Saucen ein, dann Knöpfli, später u.a. ein erstes exotisches Gericht, «Riz Casimir». In dieser Zeit kreierte sie zahlreiche einfache Gerichte mit Rezepten für Hausfrauen.

Fast gleichzeitig begann Unilever ebenfalls eine PR-Figur aufzubauen, Betty Bossi. Mit Betty Bossi war Unilever jedoch einen Schritt weiter, indem sie bewusst einen amerikanisch klingenden Namen verwendeten. Alice Schenkel wurde 1971 von Unilever abgeworben und stand seit 1972 bei Unilever hinter dem Namen Betty Bossi. Dort hat sie die ersten Teilzeitfrauen angestellt, 1973 das erste Backbuch herausgegeben, die Betti Bossy-Zeitung lanciert und Betty Bossi in alle Haushalte gebracht. Auch heute noch erscheinen jährlich neue Koch- und Backbücher. Betty Bossi ist der Kochratgeber schlechthin. (Interview Claudia Fischer-Karrer mit Frau Schenkel, Dezember 2014)

Die industrielle Produktionsweise setzt sich durch

Gegenüber der schnellen Mechanisierung der Baumwollspinnerei wurde die Mechanisierung der Baumwollweberei infolge des Fabrikbrandes in Uster 1832 im Vergleich zur restlichen Ostschweizer Baumwollindustrie um etwa 20 Jahre verzögert. (Die erste mechanische Baumwollweberei der Schweiz wurde schon 1825 in Rheineck in Betrieb genommen.) Der so genannte «Usterbrand» war der bedeutendste Fall eines Maschinensturms in der Schweiz. Der Zürcher Oberländer Schriftsteller Jakob Stutz schrieb 1836 mit «Der Brand von Uster oder die Folgen versäumter Volksaufklärung in Wort und Tat. Ein Zeitgemälde» ein Theaterstück über die Ereignisse, und zwar in Mundart, damit das Volk es verstand.

Erst in den 1850er bis 1870er Jahren kam es durch das Zusammenwirken von Eisenbahnbau, Mechanisierung der Weberei und Maschinenbau zu einem zweiten, starken industriellen Entwicklungsschub.

Der Aufschwung der Textilindustrie begünstigte dabei die Entstehung von Sekundärindustrien, namentlich der Metall- und Maschinenindustrie. Dabei konzentrierten sich die Maschinenbauwerkstätten von Anfang an in den städtischen Zentren, die bis ins 20. Jahrhundert zu den grössten Industriezentren des Kantons wurden: 1805 begann Escher-Wyss in der Neumühle Zürich mit dem Spinnmaschinenbau, 1833 Rieter im Kloster Töss, 1834 wurde die Eisengiesserei Sulzer in Winterthur eröffnet. Das bedeutendste Unternehmen des Textilmaschinenbaus im Zürcher Oberland wurde die 1847 wegen des Sonderbundkrieges aus Siebnen SZ nach Rüti verlegte Webereimaschinenfabrik Caspar Honegger. 1863 nahm die Eisengiesserei Honegger in Wetzikon den Betrieb auf. 1880 gründeten Alfred Zellweger und Wilhelm Heinrich von Ehrenberg in Uster die «Fabrik für elektrische Apparate», seit 1918 Zellweger AG Uster, die sich zu einer international führenden Herstellerin von Textilmaschinen und Industrieelektronik entwickelte.



*Dohlendeckel der Giesserei Honegger, heute Kulturfabrik, in Wetzikon.
(Archiv Geschichte Wetzikon)*

Bedeutend blieben auch die Färberei-Manufakturen, hauptsächlich die Blaufärberei, als wichtigste textilveredelnde Industrie. Daneben spielten die Stoffdruckereien, die Baumwollstoffe mit ornamentalen Mustern bedruckten, im Zürcher Oberland nur eine untergeordnete Rolle. Nach der Jahrhundertmitte etablierten sich vor allem in Rüti, Wald und Bauma auch Betriebe der Seidenindustrie.



*Ehemalige Blaufärberei in Bauma.
(Foto Kulturdetektive 2010)*

Ein Beispiel: Zündholzproduktion im Zürcher Oberland

Neben den Färbereien hinterliessen im Zürcher Oberland Mühlen und Sägereien ferner die Drechlerei Kleinthal, welche als Zulieferer der Textilindustrie Spulen für die Garne produzierte oder auch die Zündhölzliproduktion ihre Spuren.

Bis die Zündhölzliproduktion dem Diktat des schwedischen Herstellers Kreuger weichen musste, wurden in vielen kleinen Werkstätten oder Manufakturen, zum Teil auch in Heimarbeit Zündhölzli in hygienisch unhaltbaren Zuständen produziert. Vielfach musste der kleine Küchenherd, auf dem man auch das Essen zubereitete herhalten, um die giftige Phosphormasse flüssig zu machen. In der Stube wurden die Zündhölzler weiter verarbeitet und verpackt. Ständig lagen die lebensgefährlichen Phosphordämpfe in der Luft. Viele erkrankten denn auch an der Phosphornekrose, einer Berufskrankheit, oft mit tödlichem Ausgang.



*Originalzündholzschächteli der ehemaligen, von Ivar Kreuger abhängigen Zündholzmanufaktur von Heinrich Müller in der Bläsimühle bei Madetswil. Man beachte die Schwedische Beschriftung!
(Foto Kulturdetektive 2016).*

Dabei fällt auf, dass oft nur während weniger Jahre Zündhölzli hergestellt wurden. Viele Beanstandungen seitens der Behörden und der Amtsärzte führten zu Schliessungen. Oft wechselten die Hersteller die Ortschaft und begannen erneut. Aus der Korrespondenz mit der Direktion der «Medicinalangelegenheiten des Kantons Zürich» (d.h. den Amtsärzten) und dem Statthalteramt Uster von 1850 und 1861 geht hervor, dass viele wegen schlechten Fabrikationsbedingungen zum Aufhören gedrängt wurden. Dass die Beanstandungen gerechtfertigt waren, zeigen die vielen Fälle der Phosphornekrose.

Erste Fälle der Phosphornekrose wurden anfangs der 1840er Jahre bemerkt. Nach der Erscheinung einer Publikation über Kiefernnekrose 1845 veranlasste die medizinisch-chirurgische Gesellschaft in Zürich den Gesundheitsrat des Kantons, prophylaktische Massregeln anzuordnen und die Zündholzfabrikation der Aufsicht der Bezirksärzte zu unterstellen. Entsprechende Verordnungen traten 1847 in Kraft. Diese beinhalteten unter anderem Räume mit spezieller Ventilation, die Einstellung von Personen über 18 Jahren sowie eine jährliche Inspektion. Dennoch verbreitete sich die Nekrose bedenklich stark, auch eine verschärfte Verordnung konnte 1861 die Fälle nicht vermindern. Trotz dem Verbot, Arbeiter unter 20 Jahren in den gesundheitsschädigenden Lokalen zu beschäftigen, sowie Arbeitsverbote für Jugendliche in den Zündholzfabriken überhaupt, trotz Beschränkung der Arbeitszeit auf maximal 6 Stunden und regelmässiger zweimonatlicher ärztlicher Untersuchung der Arbeiter wurde das Bild immer trüber. Der Durchbruch gelang erst zwei Jahrzehnte später, als die gesetzliche Regelung der Produktion vom Bund übernommen wurde.

Mit dem Einfluss des schwedischen Kreuger-Konzerns setzte im Zürcher Oberland eine Internationalisierung der Besitzverhältnisse ein, die bis heute anhält.

Das Kreuger-Imperium

Eine zentrale Rolle in der europäischen Zündholzproduktion spielte der Schwede Ivar Kreuger (1880-1932). Der exzentrische und charismatische Geschäftsmann übernahm 1917 alle schwedischen Zündholzfabriken und gründete die STAB (Svenska Tändsticks AB/Swedish Match). Er baute ein weltweites Zündholzimperium auf. Als «Zündholzkönig» kontrollierte er in 33 Ländern sämtliche Fabriken, insgesamt drei Viertel der Weltproduktion, dazu einen grossen Teil der Papierindustrie in Schweden samt deren Wäldern. Seine Strategie beruhte auf der Aufnahme von grossen Krediten aus reichen Industrieländern wie zum Beispiel der USA oder der Schweiz. Er stellte diese Gelder den damals finanziell schwachen Ländern wie Deutschland oder Ungarn zur Verfügung. Als Gegenleistung forderte er deren Zündholzmonopole. Konkurrenz schaltete er aus, indem er wie im Zürcher Oberland die kleinen Manufakturen wie diejenigen in Madetswil oder der Bläsimühle aufkaufte und ihnen verbot, je wieder Zündhölzer zu produzieren. In der Madetswiler Manufaktur zum Beispiel begann Glogg danach mit der Produktion seiner Tigerfinkli. Das Kreuger'sche Kartenhaus brach zusammen, als die verschuldeten Länder in der Weltwirtschaftskrise ihre Zinsen nicht mehr bezahlen konnten, und es kam zu einem Jahrhundertfinanzskandal, der im «Financial Times Ranking» Platz 3 einnimmt. Am 12. März 1932 wurde Kreuger erschossen mit der Pistole in der Hand

in seiner Wohnung in Paris aufgefunden. Sein Tod löste zwei Jahre nach dem Wall-Street-Crash den sog. Kreugercrash aus, eine globale Krise ohne Gleichen. Millionen von Menschen verloren ihr Ersparnis und ihre Arbeit.

Liberalismus und Demokratische Bewegung

Auch die politische Landschaft veränderte sich. Die reichen und einflussreichen Fabrikanten gehörten zur jungen liberalen Bewegung, welche am Ustertag vom 22. November 1830 die politische Gleichstellung von Stadt und Landschaft forderte. 10 000 Männer versammelten sich auf der Anhöhe des Zimikers, weil die neue grosse reformierte Kirche – Ausdruck der aufstrebenden Landschaft – sich als viel zu klein erwies. Unter ihnen waren zahlreiche Heimarbeiter und Zwischenhändler aus dem Zürcher Oberland, welche ihren Arbeitsplatz durch die aufkommenden Webmaschinen bedroht sahen. «Auch Euch soll geholfen werden», wurde ihnen zugerufen. Schon wenige Monate später trat eine neue Verfassung in Kraft, welche der Landschaft zwei Drittel der Abgeordneten im Kantonsparlament zubilligte.

Der Bau von Webereien aber ging ungebremst weiter. Die Enttäuschung darüber entlud sich dann zwei Jahre später 1832 am Gedenktag für die erfolgreiche Volksversammlung im oben erwähnten «Usterbrand».

1867 forderte die Demokratische Bewegung am gleichen Tag im November und am gleichen Ort einen weiteren Ausbau der demokratischen Rechte – wiederum mit Erfolg, denn sie erreichte 1868 die Totalrevision der Kantonsverfassung und das Ende der Herrschaft der Liberalen. 1894 wurden die verschiedenen liberalen Bewegungen mit der Gründung der Freisinnig-demokratischen Partei vereinigt. Die Demokraten bildeten jedoch zeitweise eine eigenständige Partei.

Noch heute wird jedes Jahr in Uster des Ustertags von 1830 gedacht, und auf dem Zimiker erinnert ein Gedenkstein daran.



Zeitgenössische Darstellung des «Ustertags» 1830; links die riesige Menge der Teilnehmenden, rechts oben Kirche und Burg Uster. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Der Brand der Fabrik Corrodi & Pfister in Uster am 22. November 1832. Lithografie von G. Werner. (Historisches Lexikon der Schweiz)



Der Ustertag von 1867 fand im strömenden Regen statt. Als Vorlage für den zeitgenössischen Druck diente damals bereits eine Photographie des Herausgebers, J. Müller in Kempten. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Wandel der Arbeitsverhältnisse, Binnenwanderung und Entstehung der Fabrikdörfer

Die Umbrüche in der Textilindustrie wirkten sich unmittelbar auf die Lebensverhältnisse der Industriearbeiter aus, da ihnen die wirtschaftliche Grundlage eines Bauerngewerbes fehlte. Während die Heimspinnerei in Zeiten guter Konjunktur sogar einen gewissen bescheidenen Wohlstand begründete, wurden durch deren Zusammenbruch in kurzer Zeit zahlreiche Heimarbeiterfamilien erwerbslos und verarmten. Sie waren gezwungen, auf die Heimweberei umzustellen und Maschinengarne zu verarbeiten oder Arbeit in den neu entstehenden Maschinenspinnereien zu suchen. Ähnlich, wenn auch weniger radikal wirkte sich der Niedergang der Heimweberei in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aus, nachdem der Fabrikbrand von Uster 1832 die Mechanisierung der Weberei nur verzögern, aber nicht verhindern konnte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts führte Überproduktion im Textilsektor schliesslich zum raschen und endgültigen Niedergang der Heimweberei. Die Heimweber verlagerten sich auf die Handmaschinenstickerei, welche im Zürcher Oberland 1910 ihren Höhepunkt erreichte. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die schnellen Schifflistickmaschinen für die Handmaschinensticker zur immer grösseren Konkurrenz, dem Optimismus der Vorkriegszeit folgte eine grosse Ernüchterung. 1923 schliesslich leitete man mit einer einmaligen Maschinenverschrottungsaktion einen Strukturwandel in der Stickerei-Industrie ein.

... und die Arbeiterkinder?

Wie die Kinder den harten Alltag erlebten, erzählte die Zürcher Schriftstellerin Olga Meyer in den drei Bänden ihrer «Anneli»-Trilogie (1919-34); sie zeigen die Folgen der Industrialisierung im Tösstal aus der Sicht der kleinen Leute. Auf den Erinnerungen des in Blitterswil aufgewachsenen Rudolf Kägi (Ruedi Chägi) beruht seine Erzählung «De Flarzbueb» (1942).

Durch die industrielle Revolution wurden so zahlreiche Heimspinner zu Heimwebern und schliesslich zu Fabrikarbeitern, auch wenn sie an ihren Wohnorten sesshaft blieben. Ihre althergebrachten Kirch- und Marktwege wurden zu Fabrikwegen, von denen noch zahlreiche erhalten sind, die heute meist als Wanderwege genutzt werden. Die Umstellung von der Heim- auf die Fabrikindustrie löste aber aufgrund der Standortgebundenheit der Arbeitsplätze vor allem eine grosse Binnenwanderung aus.

Damit löste sich die Verbindung von Landwirtschaft und Industriearbeit, welche seit der Epoche der Heimindustrie das Oberland geprägt hatte, zunehmend auf. Fabrikdörfer wie Uster, Wetzikon, Rüti, Wald wuchsen kräftig, viele arbeitslos gewordene Heimarbeiterfamilien zogen auch in die wachsenden Industriestädte Zürich und Winterthur.



Der Flecken Uster in der Frühzeit der Industrialisierung. Noch ist das Dorf von Obstbaum-gärten umgeben, und nur die Spinnerei Kunz am linken Bildrand zeigt die neuen Verhältnisse. Jakob Eggli, 1840/55. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Wenige Jahre später wird der Wandel deutlich: Die Fabrik erscheint in helles Sonnenlicht getaucht, die Rauchfahne einer Lokomotive kündigt vom Anschluss an das Europäische Eisenbahnnetz, und die Burg hat eine zeittypische romantische Aufwertung zur Stadtkrone erfahren. Jakob Eggli, nach 1856. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Anfangs des 20. Jahrhundert hat das Stadtzentrum jeden dörflichen Charakter verloren. Repräsentative Geschäftshäuser umgeben den Bahnhofplatz. Ansichtskarte. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Abgelegene Gebiete entvölkerten sich, vor allem das Tösstaler Hügelland. Entgegen dem Trend der Frühindustrialisierung nahm die Zahl der Siedlungen und bewohnten Häuser im Streusiedlungsgebiet erstmals seit Jahrhunderten wieder ab, und die landwirtschaftlich genutzten Flächen in den Grenzlagen schrumpften. Als der Kanton schliesslich für den Hochwasserschutz in den Jahren 1896-1903 das Tössquellgebiet aufforstete, rechnete die Forstverwaltung mit der Notwendigkeit von Enteignungen. Jedoch konnten alle Landkäufe auf freiwilliger Basis getätigt werden, ja die Grundbesitzer boten dem Staat vielfach mehr Land an, als dieser kaufen konnte.

Dauerhaftigkeit der Fabrikstandorte trotz neuer Energiequellen

Bemerkenswert ist die grosse Dauerhaftigkeit der Betriebsstandorte, die trotz der Weiterentwicklung der Energieerzeugung und der Antriebssysteme ortsfest geblieben sind, da an ihren Standorten bereits bedeutende Investitionen getätigt worden waren. Deshalb prägen die Bauten der ersten industriellen Revolution die Orts- und Landschaftsbilder immer noch.

Ursprünglich gab es nur die direkte Nutzung der Wasserkraft in Fabrikbauten. Die Energie für den mechanischen Antrieb wurde durch Wasserräder – später Turbinen – erzeugt und in der Regel über interne, offene Transmissionsanlagen an die Maschinen übertragen. Die Energieerzeugung war standortgebunden, es gab kein effizienteres Energietransportsystem für grössere Distanzen als Seiltransmissionen zwischen Antriebsaggregat und Fabrik, die nur wenige hundert Meter überspannen konnten (erhaltene Bauten z.B. in der Spinnerei Neuthal bei Bäretswil oder bei der Weberei Rosenberg Wila).

Dampfkraft dank Eisenbahnbau

Erst der Einsatz von Dampfmaschinen seit den 1850er Jahren machte die Energieerzeugung standortunabhängig und erlaubte die Einrichtung grösserer Produktionsbetriebe abseits der Wasserläufe. In den bereits etablierten Baumwollspinnereien wurden die Dampfmaschinen in erster Linie als Ergänzung der bestehenden Wasserkraftmaschinen eingesetzt, um die Schwankungen der Wassermengen auszugleichen, was sich bei vielen Betrieben noch heute erkennen lässt. Die neu entstehenden Webereien und Mechanischen Werkstätten wurden dagegen häufig von Anfang an mit Dampfmaschinen ausgerüstet. Die auffälligsten baulichen Zeugen jener Zeit sind die Hochkamine, die zu den Kesselhäusern der Dampfmaschinen gehörten. Während der Blütezeit der Energieerzeugung mit Dampfmaschinen durften die mächtigen Rauchfahnen über den Schloten auf keiner Darstellung eines Fabrikbetriebes fehlen, welcher etwas auf sich hielt, denn sie bestätigten, dass er prosperierte und auf vollen Touren lief.

Das Dampfschiff «Greif»

Auch im Bereich der Schifffahrt hat das Zürcher Oberland eine Besonderheit zu bieten. Beim 1895 gebauten (und zwischen 1986 und 1988 nach den Originalplänen renovierten) Dampfschiff «Greif» handelt es sich um das älteste und einzige mit Kohle befeuerte Dampfschiff in der öffentlichen Personenschifffahrt der Schweiz.



*Das Dampfschiff «Greif» in voller Fahrt.
(Foto Peter Surbeck)*

Die Dampfkraft setzte allerdings die Einfuhr von Steinkohle voraus und damit die Eisenbahnen als Energietransportsystem, die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaut wurden. Bahnhofsnahe wurde damit für Industriebetriebe zu einem wichtigen neuen Standortfaktor. Sie führte zu einer verstärkten Siedlungskonzentration und förderte die Entstehung von Zentrumsorten mit städtischem Erscheinungsbild in den Industriedörfern Uster, Wetzikon, Rüti und Wald. Die grösseren Siedlungen des Tösstals mit ihrer stärker dezentralisierten Industrielandschaft behielten dagegen das Aussehen von Dörfern, trotz Ansätzen zu einem verstädterten Ortsbild in Bauma und Turbenthal. Im Nahbereich der Bahnhöfe, die als Verkehrsknotenpunkte wirkten, konzentrierten sich Sekundärindustrien mit hoher Wertschöpfung wie die Maschinenfabriken, mechanischen Werkstätten und Veredelungsbetriebe der Textilindustrie, aber auch die wichtigsten Dienstleistungsunternehmen, allen voran Banken und Postablagen.

Schieferkohlen und Rhinocerosknochen in Wetzikon

Von der wenig ergiebigen Suche nach einheimischen Kohlevorkommen erzählt sehr anschaulich der Wetziker Landwirt und Archäologe Jakob Messikommer, einer der Pioniere der sog. Pfahlbauforschung: «Unter den

angenehmen Arbeiten welche theils mein eigenes Heimwesen und die Pfahlbaute brachten, verlief das Jahr 1857 und es wurde Sommer 1858. Damals war die Eisenbahnlinie Uster–Rapperswil im Bau begriffen. Ein Kollege von mir Schulpfleger Homberger in U. Wetzikon sagte mir eines Tages, dass bei dem Bau der Eisenbahn in der Schöneich Schieferkohlen gefunden worden seien. Ich schickte ein Muster davon Professor Heer nach Zürich und in einigen Tagen kam Bergrath Stockar-Escher zu mir und bat mich, ihn auf die betreffende Stelle zu führen. Dort angekommen bewilligte er mir 200 Fr. Kredit um im damals Rüegg'schen Baumgarten das Kohleflötz per Schacht zu suchen. Ich unterzog mich mit grosser Freude dieser Aufgabe und da war auf 20 Fuss Tiefe im Schachte gegen die Eisenbahn einen Fuss und auf der oberen Seite zwei Fuss tief Kohle fanden, so erhielt ich weiteren Auftrag 90 Fuss weiter oben einen zweiten Schacht zu graben. Wir stiessen Sonntag Nachts 12 Uhr auf das dort 5 Fuss mächtige Kohlenlager. Nun grosse Freude. Ich glaubte an das Vorhandensein eines grossen Kohlelagers und war Willens dasselbe möglichst bald konstatieren zu können. Der Unterstützung von Bergrath Stockar-Escher gewiss, stellte ich 24 Arbeiter ein und liess Tag und Nacht (je 12 Mann) arbeiten. [...] Im Kohlebergwerk Binsberg bei Dürnten war ich in Gesellschaft von Linth-Escher, Heer und Stockar-Escher gemütlich plaudernd, bis die Arbeiter Rhinocerosknochen im Lehm unter der Kohle heraus gehauen hatten. Ich erhielt von der h. Finanzdirektion für meine Bemühungen eine Extragratifikation von 100 Fr.» (Jakob Messikommer, handschriftliches Manuskript 1857, 2. Teil, S. 8-10)

Elektrifizierung und Mechanisierung der Kleinbetriebe

Schliesslich trennte die Elektrifizierung seit dem späten 19. Jahrhundert die Energieerzeugung von den Betriebsstandorten. Das Leitungsnetz als Energietransportsystem ermöglichte fortan den unabhängigen Einsatz von Elektromotoren. Somit konnten auch kleinere Betriebe, insbesondere Handwerksbetriebe, von der Mechanisierung profitieren.

Die Erzeugung elektrischer Energie war aber auch an den bestehenden Industriestandorten möglich, was zur Modernisierung der alten Wasserkraftanlagen führte, insbesondere jene der Spinnereien, deren alte, oft dezentrale Standorte dank der betriebseigenen Energiegewinnung aufgewertet wurden. Aus jener Zeit haben noch zahlreiche Kleinwasserkraftwerke überlebt, die heute eine neue Wertschätzung geniessen.

Die Elektrifizierung veränderte aber auch die Architektur der Industriebauten. Während früher der Antrieb mit Wasserrädern, Turbinen und internen Transmissionsanlagen am wirkungsvollsten in langgestreckten, mehrstöckigen Fabrikgebäuden eingebaut wurde, entstanden jetzt grossflächige einstöckige Fabrikhallen mit den typischen Sheddächern (mit Sägezahnprofil). In ihnen übernahmen flexible Stromleitungsnetze die Funktion der starren Transmissionsanlagen. Gut erhaltene Beispiele für das Nebeneinander von kastenförmigem Fabrikbau und flacher Sheddachhalle finden sich etwa im Aathal, im Zellweger-Areal Uster, in der südlichen Baugruppe der Bleiche Wald oder in Wändhülsen, Gemeinde Bubikon.

Künstliches Licht – Öffentliche Beleuchtung

Das Fehlen wirksamer Lichtquellen hat das Alltagsleben lange Zeit erheblich erschwert. Die Häuser und Ställe wurden mit Kerzen, Öl- oder Petrollampen erhellt, vereinzelt hatten Wirtschaften, Schulhäuser, Kirchen oder Fabriken Aussenlampen. Strassen und Plätze waren jedoch nicht oder nur spärlich beleuchtet. Vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint es in Europa noch gar keine Beleuchtung der Strassen gegeben zu haben.

Die Entdeckung des Kohlegases im 18. Jahrhundert - ein Nebenprodukt der Kohleverarbeitung - bedeutete einen wichtigen Schritt Richtung künstlicher Beleuchtung, auch wenn die offene Flamme grosse Gefahren barg. Mit der Produktion von brennbarem Gas, das durch Erhitzen der relativ günstigen Steinkohle gewonnen werden konnte, wurde es möglich, die Gemeinden mit genügend Energie zu versorgen. Petrol und Holz reichten nämlich um die Jahrhundertwende nicht mehr aus und die Elektrizität konnte damals noch nicht genügend fein verteilt werden.



«Gruss aus Medikon-Wetzikon» – eine Postkarte von 1903 lässt die Bedeutung des ehemaligen Gaswerkes erahnen. Neben grossen Industriebauten mit hohen rauchenden Kaminen und den beiden wichtigen Eisenbahnstrecken, dargestellt durch zwei qualmende Dampfzüge, die in verschiedene Richtungen fahren, präsentiert sich oben links auch das Gaswerk Medikon. Der runde Gasspeicher und der rauchende Hochkamin neben dem kleinen Fabrikbau direkt an der Eisenbahnlinie fallen sofort auf. (Wetzipedia, Archiv Geschichte Wetzikon)

Daher bedeuteten die Erfindung der elektrischen Lichtbogenlampe Mitte des 19. Jahrhunderts durch den britischen Wissenschaftler Humphry Davy (1778–1829) und die Erfindung der Glühlampe 1879 durch Thomas Alva Edison (1847–1931) eine technische Revolution. Sie legten einen Grundstein für die Beleuchtung ohne Flamme. Dank ihren Erfindungen begann der Einsatz von Kunstlicht stark zuzunehmen. Die Weltausstellungen in Paris 1879 und Chicago 1893 zelebrierten den technischen Fortschritt. Alle waren fasziniert von den neuen Möglichkeiten, die das Kunstlicht bot.

Erste Strassenbeleuchtung in Wetzikon

Wetziker Beleuchtungs-Pionier war Fabrikant Albert Gubelmann. Er brachte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Brunnen des Unterwetziker Dorfplatzes eine erste Gaslaterne an, wohl um den Weg zu seiner Weberei zu beleuchten.

Die Verantwortlichen der Gemeinden sahen eine weitere Aufgabe auf sich zukommen und wehrten sich anfänglich dagegen, neben dem Brunnen- und Löschwesen noch eine neue, aufwändige Aufgabe zu übernehmen. Wahrscheinlich brannten 1899 im ganzen Unterwetziker Abschnitt der Bahnhofstrasse nur gerade vier Strassenlaternen. Andere Zivilgemeinden wie Robenhausen oder Stegen zum Beispiel konnten es sich wegen ihrem geringen Steuereinkommen gar nicht leisten, ihre Strassen zu beleuchten. Oberwetzikon ging mit der neuen Errungenschaft anders um. 1898 leuchteten dort bereits 41 Laternen. Die Beleuchtung beschränkte sich jedoch auf die Zeit der langen Nächte vom 1. September bis zum 30. April. Die Laternenverantwortlichen erhielten den klaren Auftrag, die Lampen um Viertel nach zehn in Unterwetzikon und um Viertel vor elf in Oberwetzikon wieder zu löschen. Ausnahmen gab es an Festtagen. In mond hellen Nächten verzichtete man auf das Anzünden.

Mancherorts gab es gleichzeitig verschiedene Beleuchtungsarten nebeneinander, die die Strassenzüge erhellen; Elektrizität, Steinkohlegas, Acetylen und Petrol. Die elektrische Beleuchtung setzte sich jedoch durch.

Elektrisches Licht hat nahezu alle Lebensbereiche erobert und die Welt nachhaltig verändert. Einst Triebfeder für den Fortschritt in Industrie, Medizin oder Kommunikation, können wir heute darauf nicht mehr verzichten. Wir leben in einer Netzkultur, die von Licht zusammengehalten wird. Wir sind global vernetzt durch kilometerlange Glasfaserkabel.

Die Entwicklung der Gesellschaft im Zürcher Oberland machte immer mehr technische Infrastruktur notwendig, angefangen bei der Energieversorgung (Kohleabbau in Wetzikon, Acetylen, Gas, Elektrizität), der Wasserversorgung und Kläranlagen über die Kehrlichtverbrennung (KEZO) und den Motorfahrzeugpark der Armee AMP in Hinwil bis hin zum Schlachthof. Die prekären Platzsituationen in den Dörfern führten dazu, dass Mitte des 20. Jahrhunderts viele Betriebe aufs freie Feld aussiedelten. So entstanden vielerorts sogenannte Big-box-Clusters mit grossen Parkplatzangeboten für Infrastrukturunternehmen, die die Vorsorgefunktionen der Gemeinden übernehmen – wie beispielsweise im „Gnusch“ in Hinwil-Wässeri.

Soziale Einrichtungen

Offen geführte Transmissionsriemen stellten in den Fabriken eine erhebliche Gefahr dar. Es kam immer wieder vor, dass lose Kleidungsstücke oder lange Haare erfasst wurden, was zu schweren bis tödlichen Verletzungen führen konnte. Die Armenpflege Uster schrieb in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts: «Der Unternehmer übernimmt höchstens die Heilungskosten des Verletzten oder auch noch die Begräbniskosten für die Umgekommenen ... aber die Sorge für die zur Arbeit untauglich Gewordenen sowie die Unterstützung der schwergeschädigten Familien fällt dem heimatlichen Armengute zu». Erst mit dem Eidgenössischen Fabrikgesetz von 1878 wurde dem Arbeitsschutz mehr Beachtung geschenkt.

Seit der Gründung der Gemeinnützigen Gesellschaften Hinwil und Pfäffikon im Jahr 1828 sind auf ihre Initiativen hin zahlreiche soziale Institutionen ins Leben gerufen worden. Dazu gehörten neben dem Bibliothekswesen (Gründung von Jugend- und Volksbibliotheken in den Gemeinden), der Jugendfürsorge (mit Ferienkolonien, Schülerheimen oder Wohngruppen) vor allem auch Krankenkassen.

Nicht selten spielte die Gesinnung eine entscheidende Rolle für die Zugehörigkeit einer Krankenkasse. Die meisten Leute waren daher in den Anfangszeiten des Krankenkassenwesens in sogenannten gegenseitigen Hilfsgesellschaften organisiert. Typischerweise entstanden die ersten Fabriks- und Betriebskassen ab den 1830er Jahren zuerst in den Städten Zürich und Winterthur und erst danach auf dem Land. (1835 Escher, Wyss & Cie.; 1845 Gebrüder Sulzer). 1859 wurde die Errichtung von Kranken- und Vorsorgekassen in den Fabriken obligatorisch. Im Jahr 1893 existierten in Uster bereits acht Krankenkassen in industriellen Unternehmungen und zwei Arbeiterkrankenkassen des obligatorischen Arbeiterkrankenvereins und des deutschen Vereins.

Die Unfallversicherungen waren 1885 – 1981 eng mit den Krankenversicherungen verbunden.

Wichtig war auch das Krankentransportwesen. 1876 schaffte die Gemeinnützige Gesellschaft vier einplätziges Krankentransportwagen an, die in den Gemeinden Bärenswil, Dürnten, Gossau und Wald stationiert waren. 1921 erfolgte die Anschaffung eines Bezirks-Krankenautomobils, was zur Gründung des Bezirks-Krankenpflegevereins führte. 1968 wurde das Bezirks-Krankenautomobil an das Kreisspital Wetzikon übergeben, ein Jahr später löste sich der Bezirkskrankenverein auf und ging im heutigen Rettungsdienst Zürcher Oberland der GZO Wetzikon auf.

Am 20. Oktober 1828 konnte in Bubikon im Auftrag der kurz vorher entstandenen Gemeinnützigen Gesellschaft des Oberamtes Grüningen, der heutigen GGBH, die Ersparniskasse des Oberamtes Grüningen als «Bank des kleinen Mannes» gegründet werden. Eröffnet wurde die «zinstragende Ersparniskasse» – die Vorgängerin der Sparkasse des Bezirks Hinwil – am 1. Januar 1829. Heute, rund 180 Jahre später, ist das einstige Kind der GGBH besser bekannt als Clientis Zürcher Regionalbank.

Die Gründung einer ersten Kinderkrippe in Uster erfolgte 1918 durch die Fabrikantenfamilie Heusser-Staub. Sie erhielt an der Florastrasse ihr eigenes Haus. Die Trägerschaft der heutigen Krippe ist die Heusser-Staub-Stiftung. Stiftungsrat ist der Stadtrat von Uster.



*Die Kinderkrippe Heusser-Staub
an der Florastrasse Uster, erbaut
1919 von Architekt Johannes
Meier.
(Foto Hansruedi Meyle)*



*Der reich ornamentierte Giebel
der Kinderkrippe Heusser-Staub.
(Foto Kulturdetektive 2017)*

Die familienergänzende Betreuung ist in den vergangenen Jahren schweizweit laufend ausgebaut worden und ist heute ein bedeutender Standortfaktor für die Gemeinden. Zudem wird die Integration und die frühe Förderung in den Kindertagesstätten (Kitas) als wichtiges Element für eine gute Entwicklung für Kinder aus sozial belasteten Familien erachtet. Seit 2014 ist im Kanton Zürich verankert, dass die Gemeinden ein bedarfsgerechtes Angebot an familienergänzender Betreuung im Vorschulalter anbieten müssen. In Uster z.B. existieren über 10 Vereine, die Krippen und private Horte als nicht gewinnorientierte Unternehmen führen. Die Tarife, welche die Eltern zu bezahlen haben, sind einkommensabhängig und werden von der öffentlichen Hand subventioniert.

Schulbildung

Das ländliche, stark theologisch geprägte Schulwesen wurde ausgebaut und das Bildungswesen im 19. Jahrhundert zu einem wichtigen Thema. Damals wurde das Schulwesen fundamental umgestaltet.

Noch vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und der Gründung des Lehrerseminars Küssnacht 1832 fanden erste Unterweisungen in verschiedenen Gemeinden des Zürcher Oberlandes statt. Einige Gemeinden besaßen auch bereits im 18. Jahrhundert eigene Schulhausbauten. Dies veranschaulichen den Visitationsberichten von 1771 beigelegte Karten aus verschiedenen Gemeinden sehr schön, sind doch die Schul- und Kirchenwege der Pfarreien auf diesen Karten eingezeichnet (vgl. die beiden Abbildungen im Kapitel «Protoindustrialisierung»).

Damals war es jedoch vor allem ärmeren Kindern sowie Mädchen nicht möglich, die Schule zu besuchen. Sie waren in den Produktionsprozess eingebunden und mussten zum familiären Einkommen beitragen. Anfangs fand die Schule nur in den Wintermonaten statt, da war es vielen nicht möglich die Schule zu besuchen, weil sie schlichtweg keine Schuhe und warme Kleider hatten.

Stimmen wie diejenige des Vaters von Katharina Wolfensberger gab es jedoch noch viele: «Er könne sein Kind nicht in die Schule schicken, es müsse ihm Erdäpfel verdienen helfen». Nicht nur die Eltern, auch die Fabrikunternehmer bereiteten den Gemeindebehörden Schwierigkeiten. In den 1830er Jahren wohnten kinderreiche Fabrikarbeiterfamilien in den Kosthäusern in Niederuster, was dazu führte, dass die Platzverhältnisse in der Dorfschule immer prekärer wurde und man beschloss, ein neues Schulhaus in Niederuster zu bauen. Als die Fabrikherren Kunz und Frei aufgefordert wurden, etwas an das Schulhaus zu zahlen, erklärte Kunz, er werde für alle bei ihm arbeitenden Kinder eine Fabriksschule einrichten und einen Lehrer anstellen, wolle aber «von allen Leistungen an die allgemeine Schule entbunden werden und zu gelegener Zeit unterrichten lassen dürfen.» (Baumwollgarn als Schicksalsfaden, S. 96). Dies tolerierte der Regierungsrat nicht und entschied zugunsten der Volksschule.

Ausserdem wollte Kunz den Unterricht der in der Fabrik arbeitenden Schüler auf den Sonntag verlegen. Selbstverständlich hatte er nichts dagegen, wenn Pfarrer Wermüller mit den anderen Schülern am Mittwoch Schule mache. Dagegen wehrten sich Wermüller und die Seegräbner Schulpflege am 25.1.1832: «Allein man denke sich, wie wenig aufgelegt zum Lernen Kinder sein können, welche die halbe Nacht hindurch gearbeitet und nur wenige Stunden Schlaf genossen haben... Ist es zu verwundern, wenn die erschöpften Kinder die Schulzeit als Erholungszeit betrachten und sobald sie zur Schule kommen schlafend hinsinken?»

Trotz sehr beschränkten Mitteln, war die Verbesserung der Schulbildung ein wichtiges Anliegen der liberalen Kräfte. Mit der Einführung des neuen Schulgesetzes 1832 und der damit verbundenen Einführung der obligatorischen Schulpflicht wurden viele Gemeinden gezwungen neue Schulhäuser zu erstellen, und dies nicht nur in den Dorfzentren, sondern auch in den Aussenwachen. Anstelle der Kirche, die Schulaufsicht wahr genommen hatte, übernahm nach 1832 die Gemeindegatschulpflege die Verantwortung für die Schule.

1835 gab der Regierungsrat des Kantons Zürich Richtlinien zur Erstellung von Schulhäusern vor («Anleitung über die Erbauung von Schulhäusern»), die zu einer strikten Normierung des Schulhausbaus führten. Nach den ersten schlichten Schulhäusern entstanden in den 1840er und 1850er Jahren jedoch auch Schulhäuser in aufwändigerer Gestaltung wie zum Beispiel dasjenige in Freudwil aus dem Jahre 1859.

Mit seinen beiden Rundbogenportalen und dem Glocken- und Uhrturm bildet es ein zentrales öffentliches und ortsbildprägendes Monument. Der Dachreiter mit Spitzhelm diente mit der Uhr und der Glocke als öffentliche Zeitangabestelle. Wie die Inschriften in Nänikon und in Sulzbach zeigen, wurden die Schulhäuser oft auch als Gemeindehäuser benutzt.



*Das Schulhaus Freudwil von 1859 mit Dachreiter und Turmuhr. Die Pläne des freistehenden Schulhauses mit Wohnung stammen von Zimmermann Jakob Bünzli. 1894 WC-Anbau, 1923 Renovation und Bau eines Dachreiters durch Architekt Albert Rietmann, 1975 Renovation. Die Turmuhr stammt von Jakob Mäder aus Andelfingen.
(Foto Kulturdetektive 2015)*

Vorher entstanden Primar- und Sekundarschulen. Bis das erste Landgymnasium im Zürcher Oberland gebaut wurde, vergingen nochmals über 100 Jahre. Vom ersten Gesuch 1874 bis zur Volksabstimmung über eine Kantonsschule Zürcher Oberland 1952 und dem tatsächlichen Bezug des Gebäudes 1957 gab es manche hitzige Debatte. Weitere 60 Jahre vergingen, bis in Uster eine zweite Kantonsschule eröffnet wurde.



*Kantonsschule Zürcher Oberland (KZO), 1. Bauetappe 1952. Das erste Landgymnasium im Kanton Zürich ist ein hervorragendes Zeugnis der Nachkriegsarchitektur.
(Foto Archiv Geschichte Wetzikon).*



1. Etappe Kantonsschule Uster, ein gelungenes Provisorium im Zellweger-Park.
(Foto Kulturdetektive 2014).

Religiosität im Wandel

Als Folge der Beseitigung der konfessionellen Schranken durch die neue Bundesverfassung von 1848 und der Anerkennung der katholischen Landeskirche im Kanton Zürich 1863 zogen viele arbeitssuchende Männer und Frauen aus den bereits im 18. Jahrhundert überbevölkerten katholischen Innerschweizer Kantonen in reformierte Gebiete, wo sie sich vor allem in den stark industrialisierten Regionen des Tösstals oder entlang des Aabaches niederliessen.

Nach 350 Jahren «Stillstand» begann in unserer Region eine neue Phase des katholischen Kirchenbaus, die z.B. 1883 die Herz-Jesu-Kirche in Uster hervorbrachte – die 1963 durch die neue Kirche St. Andreas ersetzt wurde – oder 1924 die katholische Franziskus Kirche des Schwyzer Architekten Josef Steiner in Wetzikon.

Daneben siedelten sich verschiedene Glaubensgemeinschaften in dieser Gegend an. In den ländlichen Tälern des Zürcher Oberlandes ist noch lange eine pietistische Volksfrömmigkeit zu spüren. Schon im 18. Jahrhundert wurden die Erbauungsbücher des norddeutschen Pfarrers Johannes Arndt gelesen. Auf Dachbalken wurden Sprüche verewigt, die mehr sind als modisch-oberflächliche Dekoration.

«Gib, Herr, dass ich auf Dich nur Baue. Auff deinem willen gänzlich schaue und dir alleine Ganzt vertraue mit deiner Hülffe Baue. Diser bau hat Lassen bauen Hs. Heinrich Walder und Elisabetha wild zu Bettswil. Ward aufgericht Datum den 29. May 1753. Jahr. Zimbermeisteren war Heinrich und Jakob Knächt Vatter und Sohn im Rothenstein. Soll ich aber länger baue. Dises Elends Jammerthall. So erhalte mein vertraue. Dass ich nicht Dir abfall. Dass ich dir zu Ehren läb. Und Dir Nie mal Widersträb. Auch dem Nechste willig diene oder mich [Schluss heute verdeckt]». (Armin Sierszyn, Wänn die Puure z'Acher fahren ..., Wetzikon 2010, S. 111-112)

Den Menschen wurde Angst gemacht, wie mir eine ältere Dame berichtete: «Alles, was lustig war, wurde verboten, Tanzfeste waren vom Teufel. Als Kinder hatte wir grosse Angst vor einem schwarzen Kreuz über dem Dach, das den nahenden Tod ankündigen soll». (Claudia Fischer-Karrer, oral history, Wetzikon, 24.9.2016, Quartierwohnzimmer)

Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhundert entstanden im Zürcher Oberland aber auch zahlreiche Minoritäten-Kultbauten verschiedener Ausrichtungen.

Von der Altersarmut zu Autonomie und Selbstbestimmung

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts führte die Industrialisierung sowie die enorme Bevölkerungszunahme in unserer Region zu neuen Formen der Armut und neuen sozialen Problemen. Die Ausbreitung der Lohnarbeit, die wachsende Mobilität, die gestiegene Lebenserwartung, aber auch die veränderten Familienstrukturen,

die schnelle Entwicklung der Industriegesellschaft erschwerten vor allem älteren Menschen die Existenzbedingungen. Noch Anfangs 20. Jh. war das Alter ein wichtiger Grund für Armut und Bedürftigkeit. Die meisten Menschen waren von ihren Angehörigen und der Fürsorge abhängig.

Bürgerasyle

Soziale Missstände und ein 1929 in Kraft getretenes neues Armengesetz haben verschiedene Gemeinden während des 2. Weltkriegs veranlasst, eigene Bürgerasyle/-heime zu bauen.

Die Armenpflege Uster stellte 1939 fest: «Wir haben deshalb für alle in Uster wohnhaften verarmten Kantonsbürger, Schweizerbürger, die einem Konkordatskanton angehören und die ausser Kanton und Schweiz wohnhaften Ustermer Bürger zu sorgen. [...] Haltlose und Gestrandete müssen entweder dem Schicksal überlassen oder in Korrekationsanstalten, von wo sie oft schlimmer zurückkommen, als sie gingen, gesteckt werden.» Die Strafen bei Zuwiderhandeln gegen die Hausordnung waren im Bürgerheim rigoros: Sie reichten von einem Verweis, über Arrest bis zur Versorgung in einer geschlossenen Anstalt. Der Verwalter konnte leichtere Strafen, wie zum Beispiel einen Verweis oder einen eintägigen Arrest verfügen. Schwerere Strafen, wie etwa mehrtägiger Arrest, wurden von der Betriebskommission verhängt. Im Keller des Bürgerheimes Uster existierte ein eigentliches Arrestlokal, im Plan mit «Cachot» bezeichnet für Kerker, Einzelhaft, direkt neben dem Verwalterbüro. Uster 1939: «zur Führung des Anstalts-Haushaltes ist ausschliesslich weibliches Personal vorgesehen. Der Betrieb soll dadurch möglichst billig werden. An der Spitze des Personals soll eine Hausmutter figurieren.»

Veränderten Bedürfnissen angepasst, wurde das Bürgerasyl von Uster 2005 zu einem Teil der Heime Uster.

Die wohl wichtigste politische Errungenschaft der Nachkriegszeit in der Schweiz in dieser Hinsicht war die Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) vom 1. Januar 1948. Zusammen mit den Ergänzungsleistungen ab 1965 und den Pensionskassenobligatorium von 1986 trug sie wesentlich dazu bei, dass sich das Bild der Altersarmut von Anfang des 20. Jahrhunderts tiefgreifend gewandelt hat zu einem Bild des gesicherten Alters zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Heute steht das «Rentenalter» als Begriff für einen eigenen Lebensabschnitt, in dem ein regelmässiges Renteneinkommen gesichert ist. Viele ältere Menschen treten noch sehr rüstig aus dem Arbeitsmarkt aus, ihre Lebenserwartung ist gestiegen, die Phase des Ruhestandes hat sich verlängert, die finanzielle Situation ist gesichert. Parallel dazu wurden die medizinisch-sozialen Begleitstrukturen für das Alter signifikant ausgebaut. Dies führte zu besserem Gesundheitszustand der älteren Menschen, einer gesteigerten Lebenserwartung und zu einer höheren Lebensqualität.



Das Altersasyl Uster von 1914.

Im Zürcher Oberland wurden im 19. Jahrhundert unter dem Einfluss der Industrialisierung und den damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen verschiedene Sport-, Schützen- oder Reitvereine gegründet, die zu einem wichtigen Faktor des Gemeinschaftslebens und des neuen Gutes Freizeit (arbeitsfreie Zeit) wurden. Grund für viele Vereinsgründungen war die allgemeine Wehrpflicht, die mit der Gründung des Bundesstaates von 1848 eingeführt wurde. Das Milizsystem verlangte von den Wehrpflichtigen, sich fit zu halten, um jederzeit einsatzbereit zu sein. Dabei nahmen die Reit- und Turnvereine eine wichtige Aufgabe wahr.

1889 wurde in Wald der Reitverein Zürcher Oberland gegründet. Dieser setzte sich vorwiegend aus gut situierten Bürgern und Angehörigen der berittenen Truppen der Armee zusammen, welche am Ende der Rekrutenschule vom Bund ein Pferd erwerben, und mit diesem den weiteren Militärdienst absolvieren konnten. Bis in die 1960er-Jahre stand eine Mitgliedschaft von Frauen ausser Diskussion. Erst mit der Abschaffung der Kavallerie 1972 entwickelte sich auch die Sport- und Freizeitreiterei zu einem beliebten Breitensport.

Zu Übungszwecken mussten geeignete Reitplätze geschaffen werden (1882 Reithalle in Turbenthal; 1898 Rüti; 1927 Wetzikon). Uster wurde mit der Einweihung der Zeughäuser 1938 zu einem der bedeutendsten Truppensammelplätze der Ostschweiz. Die Gemeinde erwarb deshalb die Tierausstellungs-Halle der Landesausstellung («Landi») von 1939. Ein Wandbild der Ustermer Kunstmalerin Theres Strehler mit zwei Pferden und Reiter verweist auf die Funktion der Halle.



Die Reithalle Wetzikon, 1927 von Architekt Johannes Meier gebaut, präsentiert sich als architektonische Perle und steht als solche auf der kommunalen Liste der Schutzobjekte. (Foto Kulturdetektive)

In der Schweiz war auch die Turnkultur bis ins 20. Jahrhundert eng mit dem Militär verbunden. 1874 wurde der obligatorische Turnunterricht für Knaben als Vorbereitung auf die Rekrutenschule eingeführt. Erste Damenturnvereine wurden im Zürcher Oberland bereits um die Jahrhundertwende gegründet. Der gesellschaftliche Aspekt scheint für viele weit wichtiger gewesen zu sein als das Turnen an sich – beispielsweise wurden unter Turnern viele Ehen geschlossen. Die Frauen durften jedoch bis 1966 an keinen Wettkämpfen teilnehmen, da diese als unweiblich galten. Auch die Frage des öffentlichen Auftretens von Turnerinnen gab zu heftigen Diskussionen Anlass.

Der Turnverein Aathal-Seegräben als Beispiel

Die Geschichte des Turnvereins Aathal-Seegräben zeigt exemplarisch auf, wie sich das Turnen als Volkssport seit dem 19. Jahrhundert entwickelt hat. Ein paar Burschen aus dem Umkreis der Spinnerei Aathal machten sich 1896 auf die Suche nach einem Turnplatz. Die meisten von ihnen arbeiteten in der Fabrik oder lebten zumindest in der Arbeitersiedlung. Der damalige Fabrikant H. Wunderly stellte ihnen einen Platz sowie Reck und Barren zur Verfügung. Unter den Gründermitgliedern war der 1878 geborene Hermann Humbel, welcher in einem Rückblick über sein Leben festhält: «Da uns nur wenig Geld zur Verfügung stand, wurden alle Turngeräte von uns selbst erstellt.» Bei schlechter Witterung wich man zum Turnen vom Platz in den Saal

des Restaurants «Schwanen» aus (heute «Alcatraz»). Dennoch musste während dem Winter das Turnen eingestellt werden, weshalb der Wunsch nach einem gedeckten Turnlokal bald aufkam. Da eine entsprechende Anfrage an den Gemeinderat Seegräben 1899 keine Wirkung zeigte, stellte der Fabrikant Fritz Streiff-Mettler 1902 einen «Turnschopf» zur Verfügung. Ab 1916 konnte das alte Gaswerk der Firma Streiff als «Turnhalle» benutzt werden (Grundfläche: 11.60 x 5.80m!). Der Boden war mit Sägemehl belegt.

Dass das Turnen noch heute einen wichtigen Stellenwert in der Ausbildung von Kindern einnimmt, zeigt sich auch daran, dass keine Schule mehr ohne Turnhalle erbaut wird. Durch die weite Verbreitung und die gesellschaftliche Akzeptanz entwickelte sich das Turnen im Laufe des vergangenen Jahrhunderts zu einem Breitensport.



*Sportplatz und noch nicht überdachte Kunsteisbahn Wetzikon.
(Archiv Geschichte Wetzikon)*



*Überdeckung der Eishalle, 2011.
(Archiv Geschichte Wetzikon)*



*Der Sportplatz Meierwiesen nach der Sanierung 2016.
(Foto Kulturdetektive)*

Wichtig war auch das Baden. Neben den bekannten Kurbädern (äusseres und inneres Gyrenbad, Erlösen, Kämmos, Wila, Mönchaltorf) waren die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert von den Industriellen für ihre Arbeiter angelegten Badanstanen sehr beliebt. Vielerorts entstanden sogenannte Kastenbäder, geschlechtergetrennte Anlagen aus Holz, mit einem gegen unten verstellbaren Holzrost wie die 1905 auf Initiative des Textilfabrikanten Jean Braschler-Winterroth im Aabach bei Robenhausen. Gebadet wurde, für die damalige Zeit typisch, nach Geschlechtern getrennt und zu genau vorgeschriebenen Zeiten. Schwimmunterricht erhielten lange Zeit nur Knaben.



*Rindenmahli-Weiher der Gerberei
Ryffel Wetzikon.
(Archiv Geschichte Wetzikon)*



1924 beschliesst die Zivilgemeinde Wetzikon, anstelle des ehemaligen Weihers der Rindenmahl von Gerber Ryffel ein Bassin anzulegen, das gespiesen wurde aus dem Brunnen- und dem Wildbach. Badi Wetzikon, 1920er Jahre.
(Archiv Geschichte Wetzikon)



Die Badi Meierwiesen im Jahr 2007.
(Foto Archiv Geschichte Wetzikon)

Das Hygienebad des 19. Jahrhunderts wurde im 20. Jahrhundert zum Ort der Freizeitgestaltung und sportlichen Betätigung, aber auch als gesundheitsfördernde Massnahme. Die neue Körperkultur stellte den gesundheitsfördernden Einfluss von Licht, Luft und Sonne in den Vordergrund. Oft liegen aber die heutigen Freibäder noch an älteren Badestellen von Bächen oder Kanälen.

Dorfbadi Uster

Die «Dorfbadi» Uster geht auf eines der ersten, künstlich angelegten Schwimmbäder im Kanton Zürich zurück, das 1888 als hölzernes Kastenbad beim Einlaufkanal der Spinnerei Zangger errichtet wurde. Als Folge der starken Gewässerverschmutzung und eines veränderten Sport- und Freizeitverhaltens wurde die Dorfbadeanstalt durch ein von Albert Peyer projektiertes Familienbad mit Spielwiese und Kinderplanschbecken ersetzt. Der langgestreckte Empfangs- und Garderobentrakt mit Kiosk schirmt das Schwimmbad gegen den nördlich gelegenen Parkplatz ab. Im Erdgeschoss sind die Männer- und im Obergeschoss die Frauengarderoben untergebracht. Die elegant auskragende Liegeterrasse lädt zum Sonnenbad ein. Die unverhüllte Tragkonstruktion aus weiss gestrichenem Eisenbeton und die Mauerausfachungen in Backstein zeugen vom Einfluss des Brutalismus; einem in England in den 1950er-Jahren dominanten Baustil. Der rote Backstein schafft eine Verbindung zum nahe gelegenen Fabrikensemble der Brauerei. Bassin und Liegewiese wurden 1970 erweitert.

Ab Ende des 19. Jahrhunderts gab es auch vermehrt private Bademöglichkeiten. Die Unternehmerfamilie Dürsteler beispielsweise realisierte im Fabrikweiher an der Zürcherstrasse 45 in Wetzikon ein Badehäuschen

für die Arbeiter. Der Arzt Michalski richtete 1906 einen Badeteich im eigenen Garten ein mit Wasser aus dem Rückhaltebecken der Rindenmahli in Unterwetzikon.

Agrarlandschaft – Industrielandschaft – Erholungslandschaft

Die Veränderungen der Landschafts- und Ortsbilder sind Ergebnisse der kulturgeschichtlichen Prozesse, die sich zwischen der Etablierung der Heimindustrie und der Herausbildung einer nachindustriellen Dienstleistungsgesellschaft im Zürcher Oberland abgespielt haben. (Sie werden im Einzelnen in den beiden vorangehenden und im nachfolgenden Kapitel behandelt.)

Diese Prozesse lassen sich als ein historisches Spannungsfeld beschreiben. Es öffnete sich, als die landwirtschaftliche Nutzung der Naturlandschaft an ihre Grenzen stiess. Es entfaltete sich mit der Umgestaltung der Agrarlandschaft und des Gewässernetzes und führte zur Konzentration der Aktivitäten auf die gut nutzbaren und erschlossenen Landschaftsteile. Dazu gehören die Konzentration der industriellen Produktion und der Dienstleistungen, die Verstärkung der Ortskerne und schliesslich die Herausbildung einer Siedlungsagglomeration.

Zugleich aber entstanden gegenläufige Bewegungen: Mit der Be- und Entsiedlung der Höhen und der Abwanderung in die Talgebiete nahm die Bevölkerung der Randgebiete im Bergland zunächst zu, dann zusammen mit der Siedlungskonzentration wieder ab. Umgekehrt verringerten und vergrösserten sich die Waldflächen, die nach starker Zerstörung in der vor- und frühindustriellen Zeit seit dem 19. Jahrhundert nachhaltig bewirtschaftet und dank ihrer Schutzfunktion auch in ihrem Flächenbestand streng geschützt sind. Der Rückgang der landwirtschaftlich genutzten Flächen im Berggebiet bedeutete deshalb keine Renaturierung. Im Gegenteil wurden die als «Wildnis» aufgefassten, nicht oder nur marginal nutzbaren Reste der nacheiszeitlichen Naturlandschaft seit dem Beginn der Protoindustrialisierung verdrängt und auf Nischen reduziert. Zu einer Rückkehr der Naturlandschaft kam es nach dem Rückgang der Besiedlung im Bergland nie, es wurden im Gegenteil auch ausgedehnte Feuchtgebiete in den tieferen Lagen trockengelegt und urbarisiert. Schliesslich erleben wir heute die gestaltende Wiederherstellung der «natürlichen» Vielfalt (sprich Biodiversität) in Teilen des Landschaftsmosaiks, das in diesem historischen Spannungsfeld entstanden ist.

Landwirtschaft, Landschaft, Natur

Bis zur massiven Ausdehnung der Siedlungsgebiete und der ihnen angegliederten Industrie- und Gewerbeflächen, die unseren eigenen Erfahrungsraum prägt, wurde das Erscheinungsbild des Zürcher Oberlands ausserhalb der Wälder von den landwirtschaftlichen Nutzflächen beherrscht.

Paradoxerweise brachte die Industrialisierung mit der Verbreitung der Heimarbeit und dem Bevölkerungswachstum zunächst einmal eine maximale Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzfläche mit sich, wenn wir das Oberland als ganzes betrachten. Vor allem die Wälder des Tössberglandes wurden massiv zurückgedrängt und auf nicht bewirtschaftbare Hänge und steile Talflanken beschränkt (vgl. S. 11). Erst die Abwanderung aus den Hochlagen, eine Folge des Rückgangs der Heimarbeit, ermöglichte eine teilweise Rückkehr des Waldes auf landwirtschaftlich unrentable Flächen. Diese wurde vor allem im Tössstockgebiet durch die systematischen Aufforstungen für den Hochwasserschutz gefördert, die ab 1896 durchgeführt wurden.

Die traditionelle Agrarlandschaft enthielt bis in die Jahre um 1860 noch einen grossen Anteil an Ackerflächen – auch im Bereich der Feldgraswirtschaft – die noch hauptsächlich für Getreidebau genutzt wurden. Sie veränderte allerdings bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Getreidebaugebieten des Mittellandes ihr Gesicht. Mit der Agrarmodernisierung wurde vielerorts die Dreizelgenwirtschaft mit ihren festen Fruchtfolgen grossflächig aufgehoben. Dies erforderte die Neuanlage eines Netzes von festen Bewirtschaftungswegen, um die individuelle Bewirtschaftung der einzelnen Ackerparzellen zu ermöglichen. Zuvor hatte die Regel gegolten, dass der näher an der Strasse liegende Bewirtschafter dem dahinter liegenden Weg zu geben hatte; man verständigte sich deshalb auf feste, gemeinsame Termine für den Beginn des Pflügens, der Aussaat und der Ernte und auf eine feste Reihenfolge für die Durchführung dieser Arbeiten. Ähnliches galt auch für die parzellierten, aber nicht durch Wege erschlossenen Wieslandflächen. Ausserdem wurden mit der Agrarmodernisierung bereits im 19. Jahrhundert

zahlreiche Einfriedungen (Lebhäge oder Zäune) beseitigt, welche zuvor die Zelgen und Wiesen grossräumig umgeben hatten.



Mönchaltorf im Jahr 1853, Ansicht von C.Fr. Baumann. Die früher allgegenwärtigen Einfriedungen der Äcker und Wiesen sind verschwunden, aber noch trennen begrünte Lesesteinwälle die Ackerparzellen (rechte Bildhälfte). (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Damit begann die Ausräumung der Agrarlandschaft, die durch die Meliorationen des späten 19. und 20. Jahrhunderts vielerorts fortgesetzt wurde. Während sie der rationellen Bewirtschaftung entgegenkam, führte sie zu einer ästhetischen Verödung und ökologischen Verarmung, die heute mit Vernetzungsprojekten und anderen Massnahmen zur ökologischen Aufwertung teilweise rückgängig gemacht wird. Einfriedungen wurden von da an hauptsächlich gebraucht, um weidendes Vieh zusammenzuhalten, nicht wie zuvor, um es von den Äckern und Wiesen fernzuhalten.

Ausserdem ging man zur individuellen Stallhaltung und Stallfütterung des Viehs über. Die Allmenden, die vorher der gemeinsamen Viehweide gedient hatten, wurden aufgeteilt, und viele Weideflächen wurden nun in Wiesland umgewandelt. Mit der Einführung einer rationellen, auf nachhaltige Holzproduktion ausgerichteten Forstwirtschaft verschwand auch die zuvor übliche Waldweide. Der vermehrte Anbau von Grünfütter (Luzerne, Klee, Samenmischungen) und individuelle, unter Umständen besser an den Standort angepasste Fruchtfolgen ergaben ein vielfältigeres Mosaik von Anbauflächen und Parzellen, da noch kaum Güterzusammenlegungen stattfanden, sondern die Bauern ihre mehr oder weniger stark gestückelten Parzellen weitgehend individuell bewirtschafteten.

Nach 1860 brach mit dem Entstehen eines zusammenhängenden europäischen Eisenbahnnetzes der Getreideanbau durch die Konkurrenz billigeren osteuropäischen Getreides zusammen. Es folgte eine Umstellung auf Viehwirtschaft, die zu einer weitgehenden «Vergrünlandung» der jahrhundertealten Ackerflächen führte. Zugleich wurde die Landschaft intensiv rationeller gestaltet, um sie für die Produktion besser zu erschliessen. Das wichtigste landschaftswirksame Rationalisierungsinstrument waren Bodenverbesserungen (Meliorationen), d.h. eine planmässige Kombination von Güterzusammenlegungen, Entwässerung feuchter Böden und Systematisierung des Wegenetzes unter Anleitung von Kulturingenieuren. Durch Entwässerung wurden auch grosse Flächen von bisherigem Streueland (Riedland) und Sümpfen in landwirtschaftliche Nutzfläche umgewandelt. Trotz vorübergehender Intensivierung des Ackerbaus während der beiden Weltkriege hielt sich die Dominanz der Viehzucht und Milchwirtschaft in der Agrarlandschaft bis über den 2. Weltkrieg hinaus.



Vorindustrielle Bewirtschaftung eines Moores im Chrutzelriet bei Gfenn; im Vordergrund zeichnen sich dunkel Torfgruben ab, dahinter wird Riedgras geerntet, es diente als Einstreu in den Ställen. Im Hintergrund Mitte der Giebel der Lazariterkirche. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Melioriertes Ried bei Fehraltorf. Handkoloriertes Diapositiv, Leo Wehrli, 1945. (ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv)

Die heutige, flächenmässig durch die Ausdehnung des Siedlungsgebiets stark unter Druck geratene Agrarlandschaft ist von widersprüchlichen Tendenzen geprägt, wobei ihre Entwicklung weitgehend durch die Mittel der jeweils gültigen Agrarpolitik gesteuert wird. Einerseits wird die Aufrechterhaltung einer rationellen, intensiven, aber qualitativ hochstehenden Produktion auf grossen, hindernisfreien, in ununterbrochener Fruchtfolge bewirtschafteten Flächen gefördert, die auf dem Agrarmarkt konkurrenzfähig

ist. Andererseits bildet die Agrarlandschaft neben dem Wald das am stärksten in Anspruch genommene Erholungsgebiet und soll auch visuell diesem Anspruch genügen und nicht eintönig wirken. Schliesslich wurde die Agrarlandschaft auch als ein Bereich mit potenziell hoher Biodiversität entdeckt, der wegen seiner grossen Ausdehnung für die Vernetzung anderer Lebensräume eine zentrale Stellung hat und entsprechend aufgewertet werden soll.

Technisierung der Landschaft

Mit der industriellen Revolution einher ging eine starke technische Durchgestaltung der Landschaft. Diese äusserte sich einerseits als sogenannte «Verkehrsrevolution», andererseits war sie mit dem Ausbau der Wasserläufe verbunden.

Nicht nur das Landwirtschaftsgebiet erfuhr im Lauf des 19. und 20. Jahrhundert einen zunehmend umfassenderen und wissenschaftlich-rational abgestützten Zugriff der Ingenieure. Aus den vielfältig gebildeten Polytechnikern des 19. Jahrhunderts, die sich gleichermassen dem Wasser-, Strassen-, Brücken- und Hochbau widmeten, ging mit der Etablierung von Technischen Hochschulen und Fachhochschulen eine Vielzahl von Fachspezialisten hervor: Kultur-, Agrar-, Forst-, Bau-, Maschinenbau-, Wasserbau- und Verkehrsingenieure, Raumplaner, Landschaftsplaner und Ökologen, und andere mehr. Sie alle besitzen einen fachspezifischen Blick, sie strukturieren und gestalten die Landschaft mit. Hinter ihrer Tätigkeit stehen selbstverständlich bestimmte Politiken und Auftraggeber. Ingenieure setzen Kenntnisse, aber auch Regeln und Gesetze, Interessen und Ansprüche um, die ihnen oft selbstverständlich geworden sind.

Die Zivilingenieure des 19. Jahrhunderts (so genannt, weil sie sich von ihren Vorläufern, den Militäringenieuren, zunehmend entfernten) pflegten eine enge Verbindung von Kartografie und Vermessungswesen, Strassen- und Eisenbahnbau, Wasserbau, Kulturtechnik und Bodenverbesserungswesen. Mit der Einrichtung eines geodätischen Vermessungsnetzes, der Aufnahme der ersten grossmasstäbigen Kantonskarte (sog. Wildkarte, 1843–51) und der Entwicklung einer zuverlässigen Grundbuchvermessung legten sie planerische und rechtsverbindliche Grundlagen für die weitere Entwicklung der Zürcher Landschaft. Sie bereiteten insbesondere die zusammenhängende technische Durchdringung und den Bauboom der Industrialisierungsepoche vor.

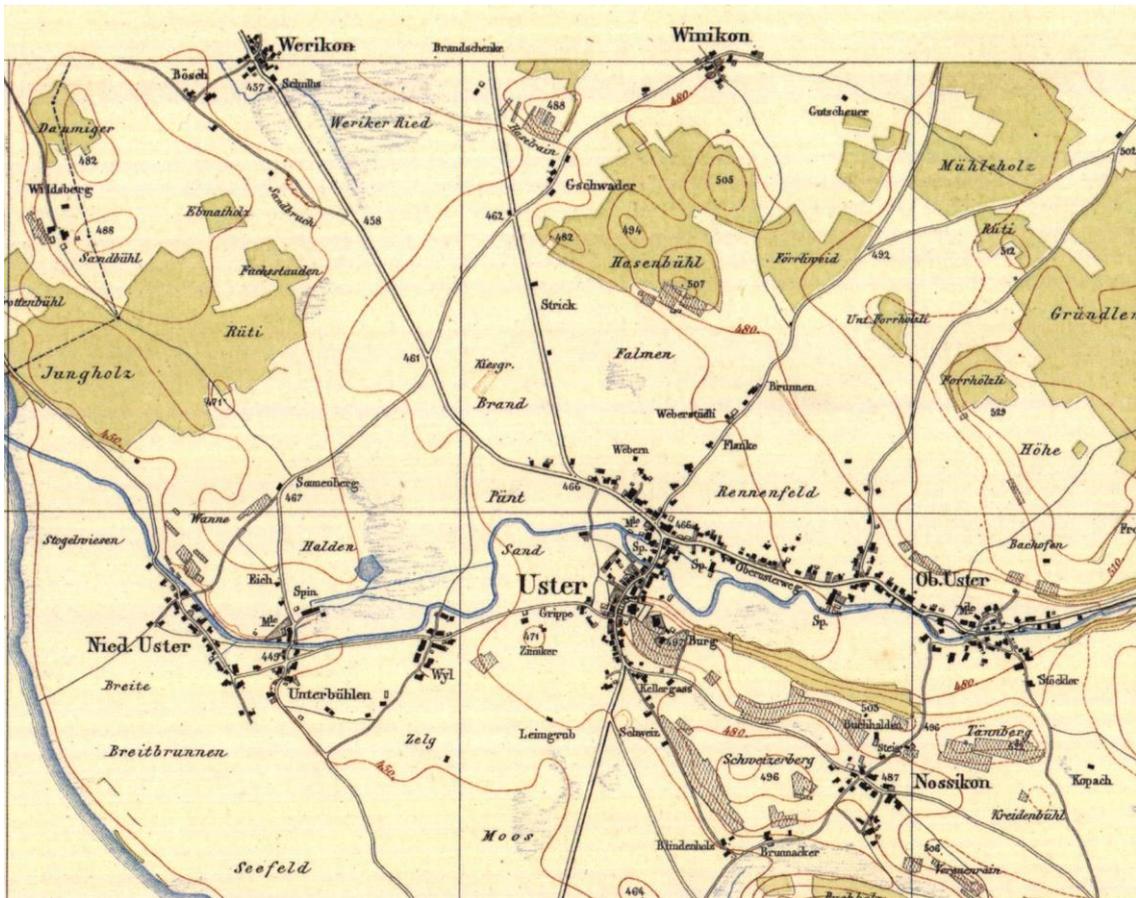
Die technische Durchdringung der Landschaft wäre ohne modern geschulte Ingenieure nicht denkbar gewesen. Mit der Anlage von Kantonsstrassen, Eisenbahnlinien und Industrieachsen wirkten sie aber – oft unbeabsichtigt – auch als Orts- und Landschaftsplaner. Sie bestimmten durch die Anlage von Verkehrsknotenpunkten, Bahnhöfen, Wasserkraftwerken und Fabrikbetrieben die Weiterentwicklung der Siedlungen und ihres industrialisierten Umfelds, aber auch die Absatzmöglichkeiten der Landwirtschaft und den Verlauf zukünftiger Pendlerströme.

Erschliessung durch ein leistungsfähiges Strassennetz

Nach dem Ende des aristokratischen Regimes in der sogenannten «Regenerationszeit» wurde in den 1830er bis 1850er Jahren in der kurzen Zeitspanne von rund 20 Jahren von den liberalen Kantonsregierungen mit grossem finanziellem Aufwand der Bau eines modernen Kunststrassennetzes durchgeführt. Dessen bauliche Qualität und die gestreckten Linienführungen zwischen den wichtigeren Ortschaften bedeuteten für die Leistungsfähigkeit des Verkehrsnetzes einen Quantensprung. Bereits vor der Epoche des Eisenbahnbaus verbesserte diese Investition die Erreichbarkeit der Orte auf dem ganzen Kantonsgebiet, insbesondere auch im Tösstal (Bau der Tösstalstrasse 1832–44, Ausbauten bis 1856) sehr wirkungsvoll und führte verkehrsgeographisch gesehen zu einem ausgeprägten regionalen Ausgleich. Dabei fiel für das Oberland weniger ins Gewicht, dass es nur mit Strassen 2. Klasse an die von Zürich und Winterthur ausgehenden, überregionalen Hauptstrassen (nach St. Gallen, an den Bodensee, nach Schaffhausen und in den Aargau) angebunden wurde, als die Tatsache, dass es erstmals ein leistungsfähiges, zeitgemässes Strassennetz erhielt.

Die «Kunststrassen» (Chausseen) ersetzten die alten, kurvenreichen, meist unbefestigten Landstrassen. Ihre Konstruktion war bestimmt durch einen möglichst direkten Verlauf, gleichmässige Steigungen, die keinen zusätzlichen Vorspann von Zugtieren mehr erforderten, einen robusten Strassenkoffer aus Kies oder

gebrochenem Schotter, die Ableitung des Wassers von der Strasse und eine kompakte, regelmässige Oberfläche, die den Felgendruck so aufnahm, dass sie nicht einbrach. Während sich die herkömmlichen Strassen noch meist ohne grössere Erdverschiebungen in die Gegebenheiten des Geländes eingefügt hatten, prägten die Kunststrassen ihre gestreckten Fahrbahnen, Strassendämme und Einschnitte der Landschaft auf. Dass die Strassen als Ganzes, nach einheitlichen Kriterien, Techniken und Lösungen geplant und realisiert werden sollten, war eine der wichtigsten Neuerungen. Die Chaussee erschien nicht nur als Ingenieurbauwerk, sondern als Ausdruck einer neuen Qualität der Staatstätigkeit und als Instrument einer neuen Raumordnung, für die einerseits die grösseren Distanzen und andererseits eine Hierarchisierung und Klassifizierung der Verbindungen kennzeichnend wurden.



Die neuen, geradlinigen Ausfallstrassen nach Schwamendingen, Illnau, Wetzikon und Mönchaltorf machten Uster innerhalb des Zürcher Oberlands zum Strassenknotenpunkt. Die alten, gewundenen Fahrwege heben sich deutlich von ihnen ab. (Ausschnitt aus Blatt 23 Uster der Karte des Kantons Zürich 1:25'000 von Johannes Wild, erschienen 1853, verkleinert. Auch die sog. Wildkarte ist ein Produkt der Industrialisierung und der mit ihr verbundenen technischen Durchdringung der Landschaft.)



Fuhrwerke prägen um 1870 den Verkehr im Schnittpunkt der Ausfallstrassen von Uster bei der neuen, breiten Aabachbrücke. Emanuel Labhardt, um 1870. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Der Eisenbahnbau verändert Landschaftsbild und Siedlungsstruktur

Nach der Jahrhundertmitte folgte mit dem Bau von Eisenbahnlinien eine neue Kapazitätssteigerung des Verkehrsnetzes. Verbunden damit waren weitere starke Eingriffe in das Landschaftsbild durch die zugehörigen Kunstbauten. Der Eisenbahnbau veränderte daneben aber noch mehr als der Strassenbau auch die Struktur der Siedlungen, da er mehr als der Strassenbau von geringem Gefälle des Trassees abhängig war und günstige Linienführungen suchte; die Bahnhöfe kamen deshalb in vielen Fällen an den Rand oder abseits der Siedlungskerne zu liegen. Es entstanden Bahnhofstrassen und Bahnhofsquartiere mit Banken und Hotelbauten (Uster, Wetzikon, Bauma, Wald, Hinwil etc.) als neue Siedlungsschwerpunkte.

Deutlich lassen sich drei Bauphasen unterscheiden:

1. Phase:

Zürich–Winterthur–St. Gallen 1855–56

Zürich–Uster–Rapperswil 1856–59

2. Phase:

Winterthur–Bauma–Rüti 1875–76 (Tösstalbahn)

Effretikon–Hinwil 1876 (Kempttalbahn)

3. Phase (Feinerschliessung mit starkem Anteil Personenverkehr):

Uerikon–Hinwil–Bauma 1901

Wetzikon–Meilen 1903, Anschlusslinie Uster–Langholz 1909

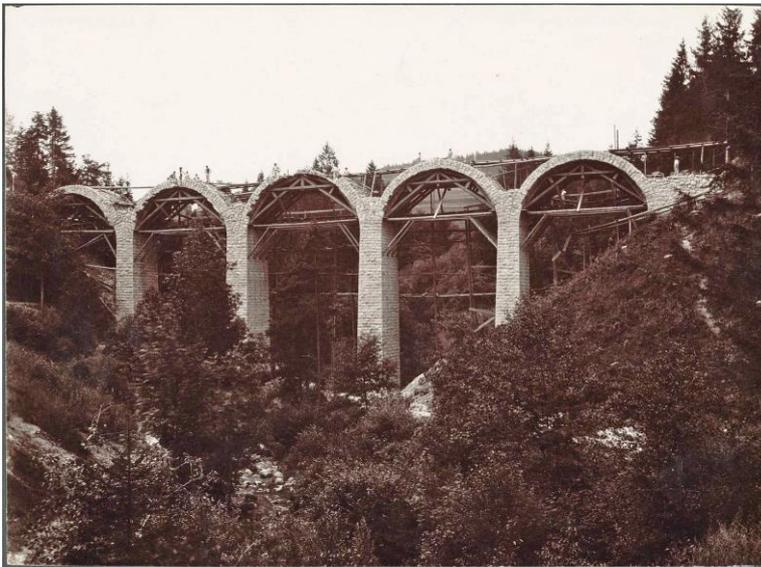
Zürich–Esslingen 1912 (Forchbahn)

Die verbesserte Verkehrserschliessung, die von den Industriellen tatkräftig gefördert wurde, führte im Zusammenwirken mit der Konzentration der Industrieansiedlungen in den Talböden zur Stärkung der verschiedenen regionalen Zentrumsorte. Dabei wirkte sich der stärker in der Fläche wirksame Strassenbau

weniger aus als der Eisenbahnbau. Während das stark verzweigte Kunststrassennetz in alle Dörfer reichte, beschränkte sich das Eisenbahnnetz auf wenige Linien und förderte deshalb vor allem die bestehenden Verkehrsknotenpunkte, die wegen ihres Verkehrsaufkommens bevorzugt angebunden wurden. Nicht in allen Fällen waren diese auch mit Industriezentren identisch. Industriekonzentrationen in Zentrumsorten gab es in Uster, Wetzikon, Wald und Rüti, nicht aber in Pfäffikon, Hinwil, Turbenthal und Bauma, in deren Umgebung die Industriebetriebe aufgrund des geringeren Gefälles der Wasserläufe weiter auseinanderlagen.



Der Wildbachviadukt der Kempttalbahn in Wetzikon während der Belastungsprobe mit zwei NOB-Dampflokomotiven, wahrscheinlich 1876. Typische Stahlfachwerk-Brücke, wie sie bei praktisch allen Eisenbahnlinien der ersten Jahrzehnte gebaut wurden. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Der Kemptnertobelviadukt der Uerikon-Bauma-Bahn im Bau, 1899/1901. Unter Einfluss der Heimatschutz-Bestrebungen baute man seit der Jahrhundertwende vermehrt Eisenbahnbrücken in Naturstein; Vorbild waren die Rhätischen Bahnen. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Der Bahnhofplatz von Uster wurde nach der Eröffnung der Bahnverbindung nach Zürich 1856 zum neuen, repräsentativen Mittelpunkt der Stadt. Ansichtskarte von 1905/15. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Gefeiert wurden aber auch noch die letzten Streckeneröffnungen, wie hier die Eröffnung der Strassenbahn Wetzikon-Meilen in Wetzikon im Oktober 1903. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Die gestreckten Linienführungen der Eisenbahnen orientierten sich nicht mehr an den alten Ortskernen, wie hier in Fehraltorf. Der Ort dehnte sich in der Folge bis an die Bahnlinie aus, die heute die Siedlungsgrenze bildet. Ansichtskarte um 1900/04. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Die Eröffnung der Uerikon-Bauma-Bahn weckte ähnlich wie der Bau der Tösstalbahn auch Hoffnungen auf eine touristische Entwicklung des Zürcher Oberlands. Werbeplakat, ca. 1901. (Archiv Dampfbahnverein Zürcher Oberland)

Wasserbau verbindet Hochwasserschutz, Energieproduktion und Strukturverbesserungen

Direkt in der Fläche landschaftswirksam war die Tätigkeit der Wasserbau- und Kulturingenieure, die sich nach ersten früheren Anfängen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts intensivierte. Bereits im 18. und frühen 19. Jahrhundert sind etwa im Glatttal erste lokale Entwässerungen bekannt. Auch wurden beispielsweise im Tösstal schon damals Flussufer befestigt und Flussschleifen durchstochen.

Als entscheidend erwies sich aber die Verbindung von Flusskorrekturen mit flächigen Entwässerungen. Als Massnahmen des Hochwasserschutzes wirkten diese Gewässerregulierungen auch zugunsten von Wasserkraftanlagen und Verkehrsbauten. Vorbildlich wirkte neben der Linthkorrektur die 1825 abgeschlossene Begradigung des Glattlaufs zwischen Glattbrugg und Oberglatt. Die grossen Korrekturen im Oberland fielen aber alle in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts (Glatt 1878–1895, Töss 1881–1910, Aabach 1878–90, Kempt abschnittsweise ab 1876, aber hauptsächlich im 20. Jh.).



Die korrigierte Kempt mit dem Wildbacheinlauf bei Fehraltorf. Heute liegt diese Stelle mitten im Siedlungsgebiet. Handkoloriertes Diapositiv, Leo Wehrli, 1945. (ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv)

Die korrigierten, d.h. begradigten und eingedämmten Flüsse und ihre Zuflüsse dienten als Vorfluter, d.h. leistungsfähige Abzugskanäle für flächige Entwässerungsprojekte in ihrem Einzugsgebiet, durch die das abgeleitete Wasser ohne Hindernisse abziehen konnte. Sie erlaubten dadurch die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzflächen in den früher hochwassergefährdeten Talböden bis an die Dämme heran. Durch den Hochwasserschutz, den die neuen Dämme boten, ermöglichten sie aber auch die Ausdehnung der Siedlungsgebiete in die Talböden und sicherten die Investitionen in Strassen, Eisenbahnlinien und Fabrikanlagen.

Dies veränderte vor allem das Tösstal einschneidend. Dort wurde nach der Hochwasserkatastrophe von 1876 eine umfassende Flusskorrektur bis hinauf nach Steg ausgeführt. 1896–1903 wurde dann auch das Quellgebiet oberhalb von Steg mit Verbauungen und Aufforstungen gesichert. Wegen der damit verbundenen Aufforstungen machte man im Tössquellgebiet sogar die früher erfolgte Ausdehnung des Siedlungsgebiets rückgängig.

Eine wirksame Korrektur des Unterlaufs der Glatt erfolgte 1878–1895. Sie umfasste eine Absenkung des Spiegels des Greifensees, dessen mittlerer Hochwasserspiegel danach sogar unter dem mittleren Normalwasserstand der Zeit vor der Korrektur lag. Dadurch wurden günstige Voraussetzungen für die Trockenlegung der sumpfigen Niederungen des Oberlaufs geschaffen, was aber in erster Linie der intensiven Grünlandwirtschaft zugute kam.

Rationalisierung des Gewässernetzes durch Gewerbekanäle

Die Systematisierung zusammenhängender Gewerbekanäle im Zusammenhang mit der Anlage der grossen Spinnereibetriebe sowie der Ausbau von Bachtobeln (wie Luppmen, Chämtnerobel, Schmittenbachtobel) mit Wasserkraftanlagen bedeutete einen weiteren umfassenden Rationalisierungseingriff in das natürliche Gewässernetz. Vor allem die Stauweiher, Seitenkanäle und Aquädukte an der Töss (Rittweg–Juckeren, Tössgewerbekanal Wila–Leisental), an der Jona (Wald, Rüti), am Aabach (von Wetzikon–Robenhäusern bis Niederuster) sowie an der Kempt bewirkten eine Regulierung der Durchflussmengen zugunsten der Fabriken. Von der Ausnutzung der Gefällsenergie der kleineren Wildbäche zeugen heute noch die Ruinen von Anlagen beispielsweise im Schmittenbachtobel bei Wald oder im Kemptner Tobel bei Wetzikon.



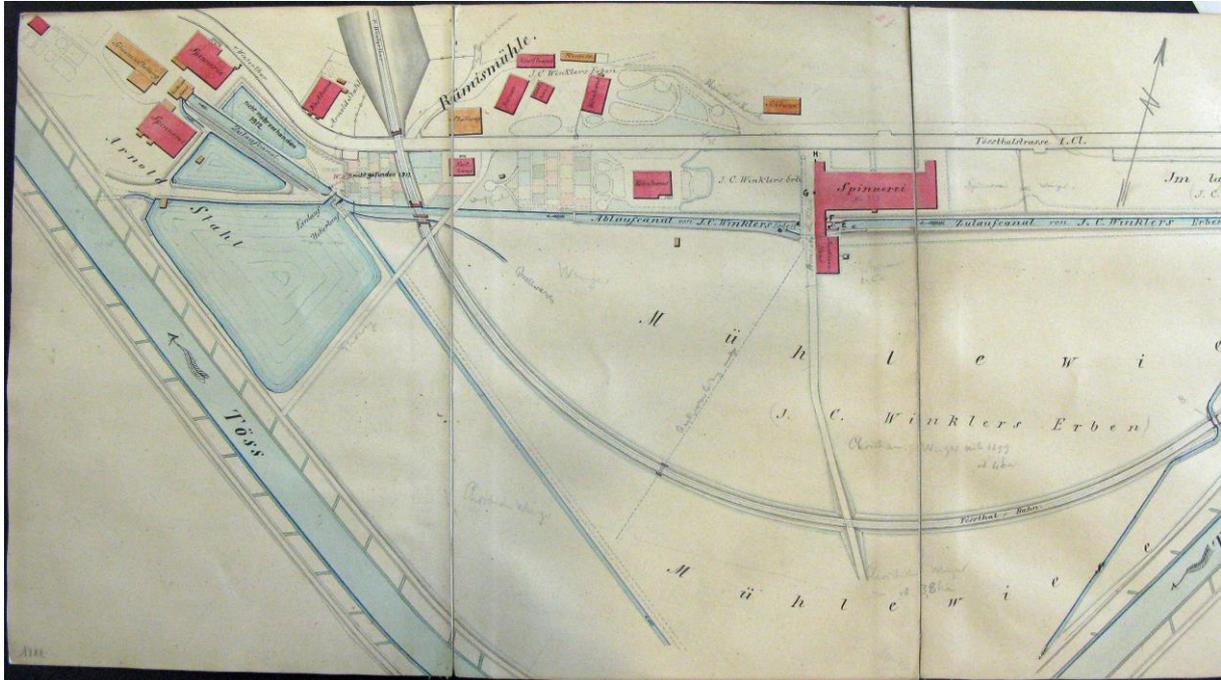
Traditionelle Wasser-nutzung am Aabach oberhalb Oberuster: zwei Schalten erlauben es, das Wasser des Wässergrabens in die benachbarten Wieslandparzellen abzuleiten. Zeichnung von Hans Conrad Escher von der Linth, 17. Sept. 1814. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)



Frühindustrielle Wasser-nutzung am Aabach, etwas weiter flussabwärts: Das Wasser des Aabachs fließt in einem Fabrikkanal (rechts), ein Überlaufwehr leitet das überschüssige Wasser nach links zurück in das Bachbett. Zeichnung von Emil Schulthess, 1833/44. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Industriellandschaft als gestaltete Einheit

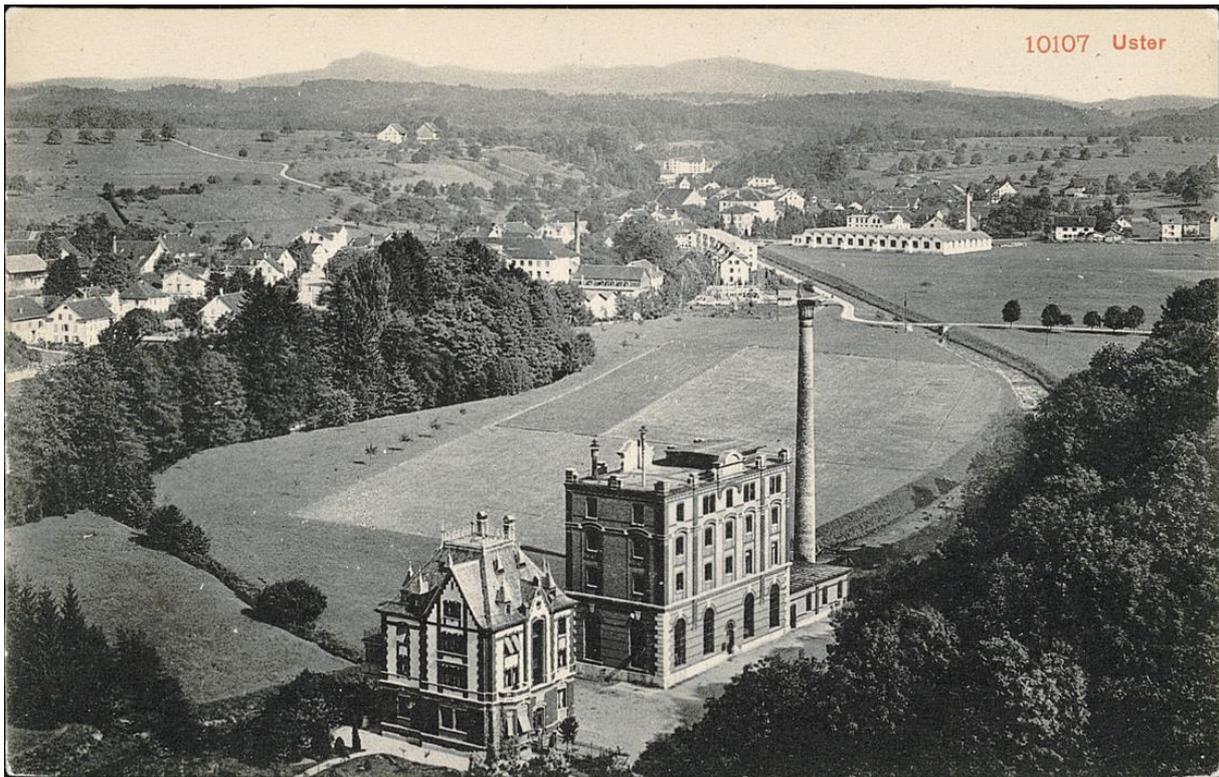
Die Industrielandschaft Zürcher Oberland umfasst seit dem Abschluss dieser Massnahmen nicht mehr nur ländliche Siedlungen und industrielle Produktionsstandorte, sondern auch die unterschiedlichsten Anlagen für die Energieerzeugung, das Verkehrsnetz mit seinen verschiedenen Verkehrsträgern und ihren Kunstbauten sowie den Schutzwasserbau.



Technisierte Landschaft: Ein Geometerplan der Rämismühle um 1885 (mit Nachträgen bis 1914) mit den beiden Spinnereien und ihren Nebengebäuden (Bildmitte und links), dem Tössgewerbekanal und den Stauweihern der unteren Spinnerei, durchzogen von der Tösstalstrasse und dem weiten Bogen der Tösstalbahn. Unten die korrigierte Töss. Zwischen den Gebäuden der Betriebe fallen die Pärke der Direktionsvillen und die regelmässig angeordneten Pflanzgärten der Kosthäuser auf. (Staatsarchiv Zürich, Wasserrecht Winterthur Nr. 88)



Industriellandschaft im Tösstal: Die Spinnerei Bühler bei Sennhof im Jahr 1924. Das mächtige Fabrikgebäude von 1859 dominiert das Bild. Links davon befinden sich beim Direktionswohnhaus die beiden Stauweiher, nach oben zieht der Unterwasserkanal der letzten Staustufe des Tössgewerbekanal bei Kraftwerk Leisental zu. Unten die begradigte Töss und die Kosthäuser der Spinnerei in Sennhof. (Foto Walter Mittelholzer, ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, LBS_MH03-0918)



Industriellandschaft im Aathal: Der historistische Prachtsbau der Brauerei Barmstein in Uster ist untypisch für die nüchternen Zweckbauten der Industrie, die seit dem frühen 19. Jahrhundert am Aabach entstanden. Er entstand erst im späten 19. Jahrhundert und gehört als Betrieb der Lebensmittelindustrie bereits zur ersten Generation der Industriesektoren, die nicht mehr auf die Textilverarbeitung ausgerichtet waren, sondern weitere Konsumbedürfnisse der anwachsenden Industriebevölkerung befriedigten. Typisch aber ist die Konzentration der Industrie in oder bei grösseren Siedlungen, wo immer es die verfügbare Wasserkraft erlaubte, so wie sie sich im Hintergrund in Oberuster abzeichnet. Ansichtskarte, nach 1905. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Neukonstruktion des Lebensraums

Mit der technischen Durchdringung der Landschaft wurde der Lebensraum des Zürcher Oberlands aber auch quasi neu konstruiert. Mit den bäuerlichen Allmenden verschwand die gemeinsame Nutzung grosser Teile des Lebensraums weitgehend; sie lebt beispielsweise noch im «öffentlichen Raum» unserer Siedlungen weiter, oder im Uferbereich von grösseren Gewässern. Es verschwand auch eine konkrete gemeinsame Zuständigkeit für den Lebensraum, wie sie die bäuerlichen Gemeinden der vorindustriellen Zeit noch gekannt hatten. Die gesamte Landschaft ist heute «parzellenscharf» vermessen und aufgeteilt nach Besitz und Zuständigkeiten.

Es gibt kaum noch Ungewissheiten darüber, wo Grenzen liegen, wem welche Parzelle gehört, wer wofür zuständig und verantwortlich ist – alles ist territorial abgegrenzt. Damit verschwand auch die Wildnis aus der Landschaft (sie wurde eingeehgt in Naturschutzgebiete), und mit ihr das Unbrauchbare, das Unbestimmte, das Ungefähre. Im Gegenteil: Karten und Pläne, also massstabsgetreue, geometrisch genaue Karten und Pläne dienen als Planungsinstrumente nicht mehr nur dem Entwurf konkreter Projekte mit limitierten Zielen, sondern sogar dem umfassenden Festschreiben zukünftiger Entwicklungen in Raumentwicklungskonzepten und Richtplänen.

Gesellschaft und Natur

Im Lauf der Industrialisierung trat an die Stelle einer bäuerlichen Lebenswelt, die ohne einen Naturbegriff auskam, weil ihr die gegebene Umwelt selbstverständlich war, ein neu definiertes, komplexes Verhältnis von «Natur» und «Kultur». Nicht nur die Technisierung der Landschaft gehört daher seit dem 19. Jahrhundert

zur Lebenswelt Zürcher Oberland, sondern auch die Versuche, die Veränderungen, die vielfach auch als Verluste empfunden wurden, zu kompensieren.



Johann Caspar Füessli idealisierte 1751 nach einer älteren Vorlage von Felix Meyer das Tösstal, vom Girenbad aus gesehen, als eine wilde, unkultivierte und unbesiedelte Gebirgslandschaft. (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Im Lauf der Industrialisierung wurden die vielfältigen Eingriffe in die Landschaft zusammen mit den Umweltschäden, die durch Immissionen entstanden, zunehmend auch als Beeinträchtigung des Lebensraums empfunden. Dazu gehörten etwa die Rauchgase und Dämpfe oder die belasteten, mitunter giftigen Abwässer der Siedlungen und Industriebetriebe. Seit dem späten 19. Jahrhundert verbreiteten sich deshalb auch im Oberland Bemühungen, Natur und Heimat zu schützen und das Naturerlebnis zumindest als Erholung vom belasteten Alltag zu fördern. Entfremdung von der Natur und Entdeckung der «Natur» entsprachen sich wechselseitig und erzeugten verschiedene Verhaltensweisen im Umgang mit ihr, die Naturerlebnis, Naturromantik und Naturschutz einschlossen. Hier nur einige sprechende Beispiele:

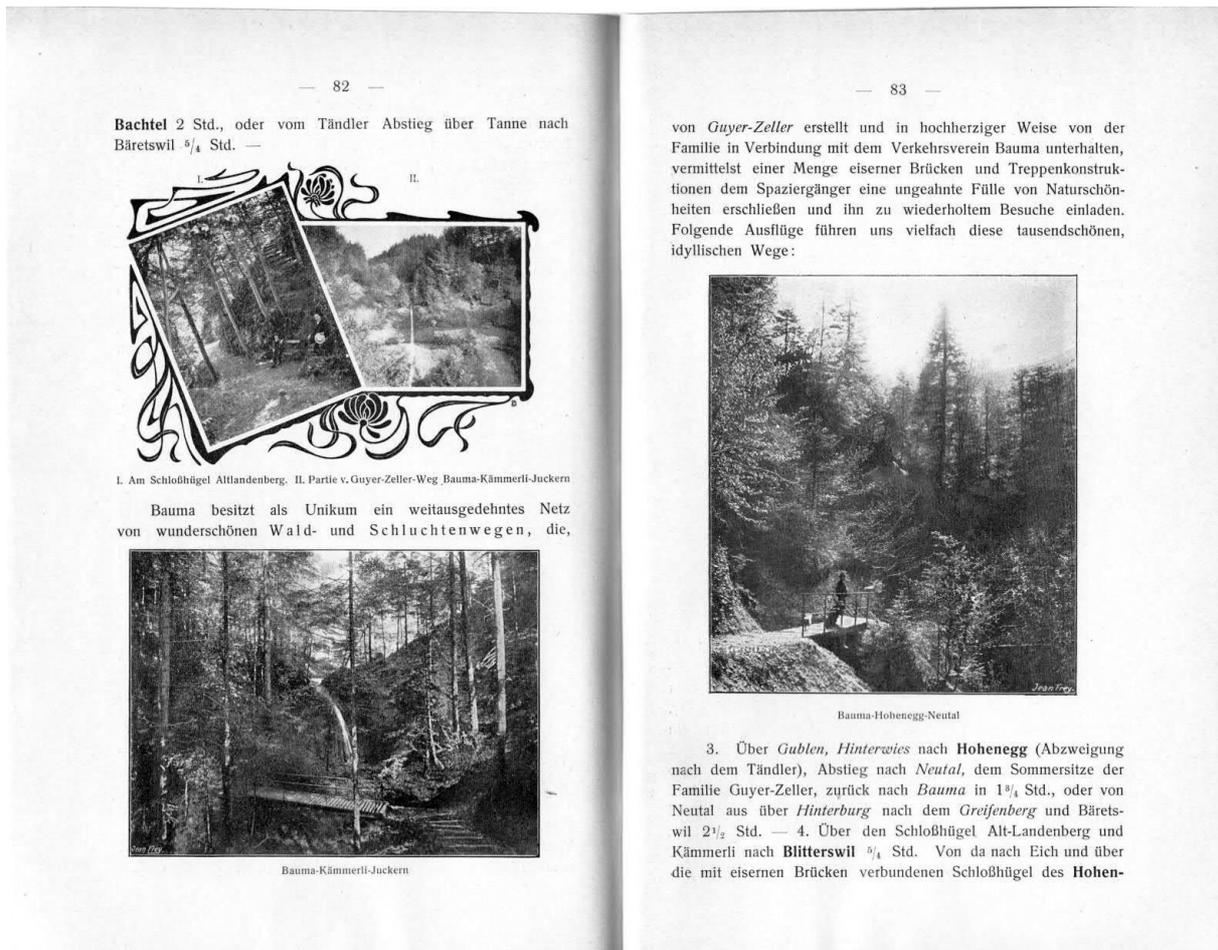
1873 entstand der erste Bachtelturm. Erbauer war der Bachtelwirt, der so seiner Ausflugswirtschaft eine neue Attraktion beifügte. Die Aussicht auf die Landschaft wurde damit auch im Oberland zu einem touristischen Schlüsselerlebnis. Sie war zugleich Höhepunkt eines Aufstiegs, bildete ein bewegendes ästhetisches Erlebnis, vermittelte einen wohltuenden Überblick über die Verhältnisse und rückte den Alltag mit seinen oft störenden Einzelheiten auf Distanz.



Der erste, hölzerne Aussichtsturm auf dem Bachtel im Jahr 1875 mit angedeuteter Aussicht auf Roten, Hirzegg und Schnebelhorn («Warte»). (Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung)

Die unkultivierte Wildnis des Tössberglands, die eine «aufgeklärte» bürgerliche Oberschicht schon im 18. Jahrhundert fasziniert hatte, wurde mit den «Guyer-Zeller-Wegen» in den Jahren 1889–99 als Erholungslandschaft erschlossen. Im Auftrag des Textilfabrikanten und Eisenbahnunternehmers Adolf Guyer-Zeller entstand mit einigem technischem Aufwand in teilweise ganz unwegsamem Gelände «ein weitausgedehntes Netz von wunderschönen Wald- und Schluchtenwegen, [...] die dem Spaziergänger eine ungeahnte Fülle von Naturschönheiten erschliessen ...». Aus der erhabenen Wildnis wurde eine gezähmte, romantisierte Naturidylle.

(Die Guyer-Zeller-Wege waren nicht als Fabrikwege für abgelegene wohnende Fabrikarbeiter gedacht, wie gelegentlich herumgeboten wird. Bewusst bezogen sie bewaldete Höhen wie jene des Stoffels, der Hohenegg oder des Hochlandensbergs ein und überwandern auch steilste, bei schlechtem Wetter schwierig zu begehende Töbel und Hänge. Sie verliefen dabei parallel zu bereits ausgebauten Verbindungsstrassen und banden auch die vom Neuthal entfernten Orte Pfäffikon und Wila ein.)



Durch die 1889-99 erbauten Guyer-Zeller-Wanderwege wurde die romantische Wildnis des Tössberglands um Bauma mit sicheren Stegen erschlossen. (Gustav Strickler, Das Zürcher Oberland, Zürich 1902, S. 82-83)

Die umgebende Landschaft wurde dabei zunehmend als «Natur» wahrgenommen, ja auf sie reduziert. Dies äusserte sich im Ausscheiden von Naturschutzgebieten, die zuerst bevorzugt in besonders unberührt wirkenden, teilweise auch unproduktiven Lagen eingerichtet wurden. So entstand 1912 im Staatswald Tössstock ein grosses Wildschongebiet – nach Abschluss von Tösskorrektur und Aufforstungen. 1926 wurde das erste Brutvogelreservat am Pfäffikersee eingerichtet, 1929 der Verband zum Schutze des Landschaftsbildes am Greifensee gegründet sowie Greifensee und Pfäffikersee zu Schongebieten erklärt.

Weit ins 19. Jahrhundert reichen auch die Darstellungen zurück, die eine Idyllisierung von Ortsbildern innerhalb einer vielfältigen, bäuerlich geprägten Agrarlandschaft betreiben. Sie mündeten auf der praktischen Seite in die im späten 19. Jahrhundert aktiv werdende Heimatschutzbewegung (Gründung der Zürcher Vereinigung für Heimatschutz 1905) und in die Bestrebungen zahlreicher örtlicher Verkehrs- und Verschönerungsvereine.

Zunehmende Freizeit und wachsende Erholungsbedürfnisse haben die derart wahrgenommene und gepflegte Landschaft zu einer Erholungslandschaft werden lassen. Sie wird teils als Park erlebt und dringt in jüngster Zeit in der Form von Stadtpärken (Uster), Uferanlagen (Pfäffikon) oder Buchten (Projekt «Fjorde Wetzikon») auch in das Innere der Siedlungen ein. Andererseits ist sie vielen Benutzerinnen und Benutzern aber nicht mehr als eine stille Kulisse oder eine herausfordernde Sportanlage (wofür beispielsweise die zahlreichen Vita-Parcours stehen, oder die Eiskletterwände im Tössquellgebiet), erschlossen durch gut unterhaltene Netze von Wander- und Spazierwegen, Radwegen und Biketrails.

Tertiärisierung: Von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft

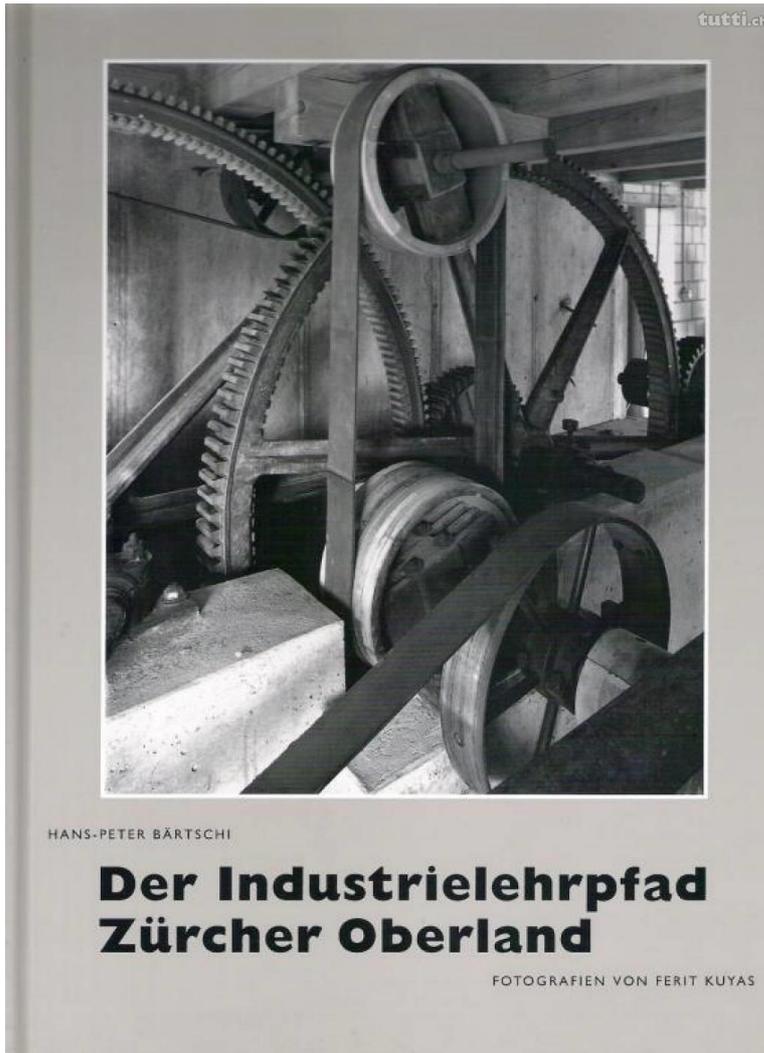
Der Höhepunkt der industriellen Entwicklung und der Exportindustrie erfolgte nach dem 2. Weltkrieg. Sie führte insgesamt zu einer starken Durchdringung der Siedlungen mit Fabrik- und Gewerbeanlagen, die bis heute die Ortsbilder prägt. Noch bestand eine geringe funktionale Trennung innerhalb der Ortschaften, da die meisten Siedlungsstrukturen entstanden, bevor sich moderne Planungsleitbilder durchsetzten.

Planungsinstrumente und Planungsideen

Das erste Baugesetz im Kanton Zürich stammt aus dem Jahr 1863. Das Baugesetz führte den Bebauungsplan als planungsrechtliches Instrument ein, das am ehesten mit dem heutigen Verkehrsrichtplan vergleichbar ist. In Uster zum Beispiel wurde 1906 ein umfassender Bebauungsplan in Auftrag gegeben. Dieser schlug ein System von Radial- und Ringstrassen vor, der stark an Bebauungspläne in Wien oder Paris erinnerten. Weiter sah der Plan in Uster eine ganze Reihe von Blockrandbebauungen vor. Diese städtische Vision wurde allerdings nie realisiert, obwohl die Bevölkerung stetig zunahm. In Ansätzen entstanden Mietwohnungen oder Genossenschaftswohnungen, die der Arbeiterschaft ein anständiges Zuhause bieten sollten. Im grossen Stil setzte sich aber die Idee der Gartenstadt durch.

Kurz nach dem 2. Weltkrieg entstanden Planungsideen für das Zürcher Oberland, die sich an der Moderne orientierten. Die Ortskerne in den Fabrikdörfern erfuhren einen starken Wandel. Es wurden alte Häuser und Fabrikareale abgerissen. Das Zentrum von Wetzikon, der Stadthof Uster oder die Einkaufszentren der 70er Jahre zeugen von der Euphorie nach Neuem und Modernem. Der private motorisierte Verkehr dominierte die Planung.

Mitte der 80er Jahren setzte ein Umdenken ein. Die alten Industrieachsen gewannen wieder an Beachtung und Wertschätzung. Es entstand 1985–91 der Industrielehrpfad entlang des Aabachs bis nach Bauma. Die Industrieareale wurden teilweise unter Schutz gestellt oder ins Inventar der schützenswerten Ortsbilder (ISOS) aufgenommen (als hervorragendstes Beispiel das Industrieensemble Neuthal, das heute mehrere Museumsbetriebe umfasst) und allmählich umgenutzt.



Der grosse Bildband von Hans-Peter Bärtschi und Ferit Kuyas von 1994 ist eine von verschiedenen Publikationen, die als Wegbegleiter zum Industrielehrpfad herausgegeben worden sind. Heute erhält er als «Industriepfad» eine grundlegende Neugestaltung.



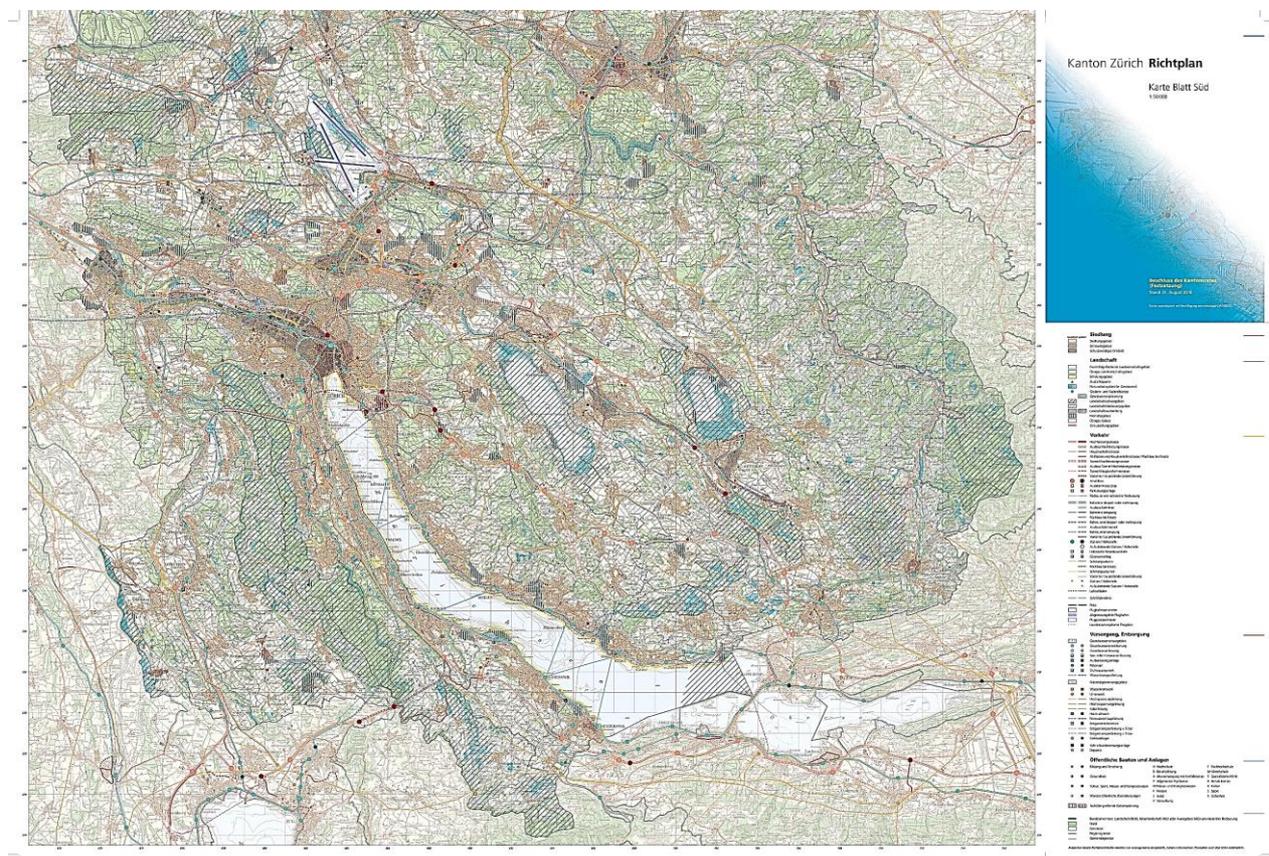
Die Brauerei Uster ist einer der vielen repräsentativen Baukomplexe am Industriepfad. (Foto Cornel Doswald 2014)

Richtplan Kanton Zürich

Der Richtplan sagt im Wesentlichen, dass der Vielfalt der räumlichen Strukturen im Kanton Zürich Rechnung zu tragen sei. Im Vordergrund steht die Stärkung der sich ergänzenden Qualitäten von städtischen und ländlichen Gebieten. Das Erscheinungsbild wird geprägt durch das Verhältnis von bebautem und unbebautem Raum. Wo wird Dynamik in den Bereichen Wohnen und Arbeiten angestrebt, wo geht es eher um Aufwertungsmassnahmen oder den Erhalt von bestehenden Qualitäten?

Es werden fünf Handlungsräume unterschieden:

- Stadtlandschaft – Dynamik ermöglichen
- Urbane Wohnlandschaft – massvoll entwickeln
- Landschaft unter Druck – stabilisieren und aufwerten
- Kulturlandschaft – Charakter erhalten
- Naturlandschaft – schützen und bewahren



Der Südteil der Richtplankarte des Kantons Zürich umfasst neben den grossen Zentren Zürich und Winterthur und dem interkontinentalen Flughafen Zürich-Kloten auch das gesamte Zürcher Oberland.

Der aktuelle kantonale Richtplan sieht vor, dass 80% der Menschen künftig auf 20% der Kantonsfläche wohnen und arbeiten sollen. Es sind sogenannte Stadtlandschaften vorgesehen. Diese konzentrieren sich im Oberland auf die flachen Gebiete entlang der S-Bahn von Uster über Wetzikon bis nach Rüti ZH. Diese Orte werden als Regionalzentren bezeichnet, mit dem Ziel, Wohnen und Arbeiten, sowie Sport-, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen weiter zu entwickeln.

In der Tat hat sich die Sportinfrastruktur in den Städten Uster und Wetzikon stark entwickelt. Grosse Sportanlagen mit Fussballplätzen, Hallenbad, Sporthalle, Eishalle, Kletterhalle und Tennishalle werden laufend ausgebaut. Es finden auch sportliche Grossereignisse statt wie Greifenseelauf, Schwimmmeetings,

Judowettkämpfe, Schwingerfeste, Schützenfeste, Pferdesporttage, Radrennen und mehr. Unzählige Sportvereine bieten ein Angebot für Kinder und Jugendliche. Sport wird als sinnvoll und gesundheitsfördernd betrachtet.

Die Gesundheitsversorgung konzentriert sich mit den Regionalspitälern auf die Gemeinden Uster und Wetzikon. Neben der Rehaklinik in Wald ZH soll in Uster im Rahmen des Erweiterungsbaus des Regionalspitals Uster eine weitere Rehaklinik entstehen. Die übrigen Spitäler, die in der Region existierten (Bauma, Pfäffikon ZH, Wald ZH, Rüti ZH), wurden aufgehoben und umgenutzt.

Neben der regulären Volksschule sind die Berufs- und Mittelschulen der Region entlang der S-5-Bahnlinie angesiedelt und werden dort ebenfalls erweitert und erneuert.



*Das Spital Uster mit der Rehaklinik nach dem geplanten Ausbau.
(Projektvisualisierung, Quelle: www.spitaluster.ch)*



*Der geplante Neubau der Berufsschulen und der Kantonsschule Uster.
(<http://apting.ch>)*

Die immer wirkungsvollere Unterteilung zwischen Stadt und Land macht es für die Regionalplanung Zürcher Oberland nicht einfach. Die städtischen Gebiete orientieren sich vermehrt an der Entwicklung in der Stadt und im Grossraum Zürich.

Die ländlichen Regionen müssen andere Vorbilder finden. Diese einst bevölkerungstarken Gegenden im Zürcher Oberland sind gefordert, sich auf neue, nicht wachstumsorientierte Strategien ausrichten. Die Rückbesinnung auf frühere Arbeits- und Lebensbedingungen könnten Anhaltspunkte dazu geben.

Wenn der Stadtraum Zürich tatsächlich weiter wächst und sich zu einer Millionenmetropole entwickelt, könnte das Zürcher Oberland den idealen Rahmen für Naherholung, Freizeit und Tourismus abgeben. Alte Wege, Verkehrsverbindungen, Schienentrassees mit den entsprechenden Bauten wie Bahnhöfen, Schuppen etc. als Erlebniswelten erzählen aus der Vergangenheit und können dank der geschichtlichen Authentizität ihrer Umgebung identitätsbildend wirken.

Region Zürcher Oberland RZO

Die RZO ist ein Verband von 20 Gemeinden, welcher die Interessen der Region gegenüber Bund und Kanton vertritt. Den Schwerpunkt bildet die regionale Raumplanung. Die RZO hilft mit, die räumliche Entwicklung der Gemeinden auf regionale Ziele auszurichten. Die RZO fördert eine gemeinsame und nachhaltige Ausrichtung in die Zukunft, nutzt Synergien und schafft Identität im Verbandsgebiet. Aus der Planungsregion heraus entstanden weitere Tätigkeitsbereiche, die als Kommunalaufgaben sinnvollerweise gemeinsam gelöst werden können. Es wurde eine regionale Standortförderung aufgebaut, die die Wohn-, Wirtschafts-, Kultur- und Freizeitförderung umfasst. Um das Maximum der vorhandenen Ressourcen auszuschöpfen tritt das ganze Zürcher Oberland unter der Dachmarke „natürli Zürioberland“ auf.

Landschaft

Aus dem Landschaftsqualitätsprojekt Zürcher Oberland vom 29. Januar 2014 der Bezirke Pfäffikon, Hinwil und Uster gehen Landschaftsziele und Massnahmen hervor.

In den hügeligen Teilen des Projektgebietes dominiert der Wechsel zwischen Wald und futterbaulicher Nutzung das Landschaftsbild. Dies macht das Gebiet für die Erholung und Freizeitgestaltung der Bevölkerung sehr attraktiv. Die lokale Milchproduktion wird zu einem Teil in der regionalen Wertschöpfungskette verwertet. Die Erhaltung der traditionellen Strukturen und dieses Landschaftsbildes ist das Ziel.

In den Siedlungsgebieten und den grossräumigen ebenen Teilen des Projektgebietes beherrscht der Ackerbau das Landschaftsbild. Die Landschaft dient neben der intensiven landwirtschaftlichen Produktion auch der Naherholung der Bevölkerung. Eine für das Auge abwechslungsreiche Landschaft mit geeigneten Strukturen für die Freizeitgestaltung und die Intensivierung der Beziehung zwischen Landwirtschaft und Bevölkerung wird hier zum Ziel gesetzt.

In den Ried- und Mooregebieten berühren sich Naturschutz, Freizeitaktivitäten und eine pflegende landwirtschaftliche Nutzung. Die Erhaltung dieser wertvollen Feuchtgebiete ist oberstes Ziel. Gleichzeitig soll die Landwirtschaft mit ergänzenden Massnahmen die optische und ökologische Attraktivität dieser Gebiete unterstützen.

Vom Dorf zur Stadt

Bis heute haben die grösseren Ortschaften im Zürcher Oberland wie Uster, Wetzikon und Rüti ZH ansatzweise einen städtischen Charakter, der einerseits auf die Jahrhundertwende anfangs des 20. Jahrhunderts, andererseits auf dem Bauboom der 60er Jahre zurückgeht. Obwohl der urbane Druck zunimmt, ist es nicht einfach, diese Urbanität in die einst bäuerlichen Strukturen einzuflechten. Die grösseren Orte ringen um neue Orts- und Stadtzentren, bauen in die Höhe und verdichten. Der Umwandlungsprozess von den Dörfern zu Städten ist in vollem Gang. Er verlangt viel Qualitätsbewusstsein und Denkarbeit.

Der Stadtpark Uster

Der Stadtpark in Uster wurde in den 1970er Jahren im Sinne eines Naturparks um den früher als Wasserreservoir für die Baumwollspinnerei Uster dienenden Weiher herum angelegt. Dessen Wasser wurde bei Trockenheit zum Antrieb der Spinnereimaschinen benötigt. Die 2008 unter dem Motto «Aufräumen» erfolgte Umgestaltung schafft durch gezielte Eingriffe in die Vegetation andere Blickachsen. Ein frisch angelegter Weg zum Flanieren sowie eine neue Brücke beim Wehr beziehen nun auch die Südseite des Aabachs mit ein. Die Gestaltung des Weiherufers, u.a. mit grün eingefärbten Betonliegen, stärkt den Bezug zum Wasser. Bei Dunkelheit schafft die interaktive Wegbeleuchtung eine poetische Stimmung: nähert man sich den Leuchtelementen, werden sie immer heller, lässt man sie hinter sich, erlöschen sie. So wird der Weg der Stadtparksbesuchenden mit Licht nachgezeichnet. Das saisonal betriebene Stadtparkcafé und zahlreiche kulturelle Veranstaltungen tragen dazu bei, dass der Park im Zentrum von Uster heute bei allen Generationen als beliebter Ort zum Verweilen gilt.

Nach der Annahme des Gestaltungsplans Untere Farb am 21. Mai 2017 ist zukünftig auch die Möglichkeit gegeben, das Südufer des Aabachs als Erweiterung des Stadtparks aufzuwerten. Durch die öffentliche Nutzung des Gebäudes mit Gaststätte, Stadtarchiv, Paul-Kläui-Bibliothek und der städtischen Kunstsammlung erhält er zudem einen neuen, attraktiven Schwerpunkt.



Der Aabach beim Stadtpark Uster mit den Bauten der Unteren Farb, die den Kern des Gestaltungsplans bilden.

(Foto Cornel Doswald 2014)

Gestalterische Uniformität der Produktionsbetriebe

Die neuen Produktionsbetriebe besitzen keine bestimmten, von den Produkten und Herstellungsverfahren und von den epochentypischen Baustilen abhängige Standorte und Bauformen mehr, die sie unverwechselbar macht. Stattdessen setzten sich architektonisch branchenunabhängig zwei auseinanderlaufende Trends durch: einerseits zu austauschbaren Container-Hallenbauten («Box»), andererseits zu möglichst individualistisch-repräsentativ gestalteten, auffälligen Solitärbauten. Die neuen Produktionsstandorte wurden planerisch festgelegt, möglichst in Zonen, wo grosse freie Flächen mit guter Verkehrsanbindung verfügbar sind. Die neuen Produktionszonen sind damit nicht mehr an landschaftliche und entwicklungsgeschichtliche Voraussetzungen gebunden, sondern wirken überregional gleichförmig und austauschbar. Die älteren Bauformen und Produktionsstandorte bleiben dagegen – abgelöst von der Industrie, die sie hervorgebracht hat – in die Kerne der sich ausdehnenden Siedlungen eingebettet.



*Rütli ZH mit dem ausge-dehnten Industriegelände der Joweid im Hintergrund und dem frühindustriellen Ortskern im Vordergrund.
(Wikimedia Commons)*



*Die ausgedehnte, vom alten Ortskern räumlich getrennt «auf der grünen Wiese» gebaute Industriezone von Fehraltorf.
(Luftaufnahme, Quelle: <http://buenzpark-muri.ch>)*

Entwicklung der Arbeitsplatzgebiete

Nach der industriellen Hochkonjunktur setzte mit der Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft (Tertiärisierung) die Deindustrialisierung ein. Deindustrialisierung im Zürcher Oberland bedeutete nicht das Verschwinden jeglicher Industrieproduktion, sondern das weitgehende Verschwinden der Leitindustrien Textil und Maschinenbau, eine starke Zunahme der Arbeitskräfte und Produkte des Dienstleistungssektors bei gleichzeitiger Abnahme des Anteils der Arbeitskräfte in der Industrie, und schliesslich eine ausgeprägte Diversifizierung der Industrieproduktion mit hoher Arbeitsproduktivität und Wertschöpfung.

Diese Entwicklung wird in einer Selbstdarstellung der Wirtschaftsregion Zürcher Oberland folgendermassen zusammengefasst: «Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis ins ausgehende 20. Jahrhundert war das Zürcher Oberland durch die Textilindustrie geprägt und galt als eine der wichtigsten Textilregionen in ganz Europa.

Nach und nach entwickelten sich weitere Industriezweige, teilweise die Nähe zur Textilindustrie suchend, wie beispielsweise der (Textil-)Maschinenbau. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten sich im Zürcher Oberland immer mehr hochspezialisierte Unternehmen mit technologisch anspruchsvollen Nischenprodukten und lösten die Textilindustrie nach und nach ab. Wie in anderen Regionen der Schweiz auch, fand in den letzten Jahrzehnten ein Strukturwechsel von der Produktions- zur Dienstleistungswirtschaft statt, die heute einen wesentlichen Anteil der Arbeitsplätze im Zürcher Oberland anbietet.» (www.zuerioberland-wirtschaft.ch/wirtschaftsregion/portrait/)

Die Industrie im Zürcher Oberland ist also immer noch präsent, sichtbar und lesbar. Die Betriebsansiedlung wird auch von der regionalen Wirtschaftsförderung unterstützt. Einige Firmen haben sich einen weltweiten Ruf erarbeiten können, beispielsweise die Bioengineering AG in Wald ZH, Uster Technologies AG in Uster, Belimo AG und Sauber Motorsport AG in Hinwil. Dennoch hat sich nach der Textil-, und später der Maschinen- und Elektroindustrie kein Cluster in eine bestimmte Richtung entwickelt.

Wie sich der Arbeitsstandort in Zukunft entwickelt, ist ungewiss. Wenn man die Umwälzungen der frühen Industrialisierung mit der heutigen Epoche der Digitalisierung vergleicht, spielt das Zürcher Oberland in der Digital-Branche keine führende Rolle. Die innovativen Technologiebetriebe lassen sich in der Stadt Zürich bzw. flughafennah nieder. Im grossen Stil wird auch beim Innovationspark Dübendorf auf zukunftssträchtige Firmen gesetzt.

Warum der Grossraum Zürich und die Kernstadt künftig tonangebend sein werden, kann folgendermassen erklärt werden: Geografisch liegt Zürich zentral in Europa und ist gut erreichbar. Zürich mit seiner sehr hohen Lebensqualität gilt als eine der „coolsten“ Städte der Welt. Hier finden sich Hochschulen mit Weltrenommee (z.B. ETH) sowie Grosskonzerne (z.B. Google) und hochkompetitive KMU's. Es wird in neue Bereiche investiert wie Life Sciences und digitale Währungen.



Der zukünftige Innovationspark Dübendorf vor den Toren des Oberlands, eine Projektvisualisierung. (Ingenieurbüro für Verkehrsplanung IBV Hüsler AG, <http://ibv-zuerich.ch>)

Energiegewinnung

Die Wasserkraft wird heute immer noch genutzt, so werden die alten Wasserkraftwerke restauriert und bleiben in Betrieb. Der Aabachstrom wird ins Stromnetz eingespiesen und kann auf Wunsch von den

Stromkunden bezogen werden. Nachdem die einstige Wasserkraft von Dampf, Gas und Strom abgelöst wurde, setzen die Energieunternehmen der Region heute vermehrt wieder auf erneuerbare Energien.



*Transmissionsrad zur Übertragung der Antriebskraft einer historischen Wasserturbine im Zellwegerareal Uster.
(Bild: Adrian Baer / NZZ, 08.10.2011)*



*Solaranlage der Siedlung Im Lot in Uster, gefördert durch die Energie Uster AG.
(Geschäftsbericht 2014 Energie Uster AG)*

Entwicklung des Wohnens

Im Bereich Wohnen wurde im Zürcher Oberland viel gebaut. Im Laufe des 20. Jahrhunderts setzte man auf Einfamilienhauszonen. In den Zentren entstanden grosse Mietwohnungsareale im Stil der 1960er Jahre. Diese dienen nach wie vor als Wohnraum für die Arbeiterschaft in den Unternehmen wie Zellweger in Uster oder Sulzer in Rüti. Die Wohnquartiere besitzen dabei kaum eine Quartierinfrastruktur. Die Versorgung des täglichen Bedarf wird in den grösseren Zentren sichergestellt.

Arche Nova Uster

Das riesige, damals modernste Spinnereigebäude, von Roland Rohn 1957 erstellt, wurde 1992 in eine Wohnanlage mit 56 Reiheneinfamilienhäusern umgenutzt. Nach Westen wird die Siedlung über die ganze Breite des Gebäudes mit einem grosszügigen Gemeinschafts-raum abgeschlossen. Die Tragstruktur ist im Innen- wie im Aussenraum gut ablesbar. Die Wohneinheiten über drei Geschosse sind genauso breit wie der Abstand zwischen den tragenden Pfeilern. Der einstige Fabrikboden dient heute als Aussenbereich und ist als grosses Atrium mit Privatsitzplätzen ausgestaltet, darunter befindet sich die Einstellhalle. Auch wenn die Wohneinheiten als Neubau gleich viel gekostet hätte wie der Umbau, hat man mit dem Erhalt des Rohbaus viel Baumaterial wiederverwenden können. Die «Arche Nova» darf, wie auch weitere umgenutzte Industriebauten dem Aabach entlang, als kulturelle Spurensicherung einer nicht mehr existierenden Textilindustrie bezeichnet werden.

(Barbara Thalmann in: *Ustermer Kulturpfade: Industriegeprägte Bauten*, Uster 2016)

Lenzlinger Chalets in Uster

Heute mag der Anblick von Holzchalets in Uster überraschen, doch die Erklärung ist naheliegend: Unweit der Siedlung «Im Wyl» war der Sägerei- und Holzbaubetrieb von Jaques Lenzlinger Ende des 19. Jh. am prosperieren: die Übernahme der Mühle Niederuster 1893 ermöglichte neu die Nutzung der Wasserkraft. Bald kamen Hobel- und Forstwirtschaft dazu. Lenzlinger spezialisierte sich auf den Bau von mehr oder minder normierten Holzchalets samt Schreiner Ausbau. In der Region entstanden ganze Siedlungen, so auch 1895 - 1908 an der heutigen See-, Berner- und Wilstrasse. Doch die feuerpolizeilichen Auflagen wurden zunehmend strenger und der alpenländische Wohnstil entsprach bereits in den 30-er Jahren nicht mehr dem Zeitgeist. Heute stehen von den damals 32 Wohnhäuser im Chaletstil nur noch wenige, die Siedlung dafür im kommunalen Inventar schützenswerter Quartiere, die Chalets selbst unter Denkmalschutz.

(Isabelle Köpflin in: *Ustermer Kulturpfade: Industriegeprägte Bauten*, Uster 2016)

Wohnsiedlung Isebähnli in Uster

Die 1906 entstandenen Arbeiterhäuser mit Flachdach, welche die benachbarte Weberei und Wirkerei für ihre Arbeiterinnen und Arbeiter erstellen liess, muten heute noch modern an. Der Übername «Isebähnli» wird in historischen Quellen folgendermassen dargestellt: die Spinnereifabrik von Heinrich Kunz symbolisiere mit ihrem markanten Schornstein die Lokomotive, das dazugehörige «Mädchenheim» und die Arbeiterhäuser entlang der Inselstrasse entsprechen den 1. und 2. Klasswagons, die Flachdach-Arbeiterhäuser schliesslich den 3. Klass- oder gar Güterwagen. Einfach und repetitiv gebaut, nehmen die Häuser den modernen seriellen Wohnungsbau vorweg. Die denkmalgeschützten Bauten in Oberuster wurden mehrmals sanft renoviert und sind heute im Besitz der Wohnbaugenossenschaft Wogeno Zürich. Der Name der Inselstrasse deutet auf Wasseranlagen hin, die im Zusammenhang mit den Fabriken erstellt wurden, heute aber nicht mehr sichtbar sind.

(Barbara Thalmann in: *Ustermer Kulturpfade: Industriegeprägte Bauten*, Uster 2016)



Die Wohnsiedlung «Isebähni» in Uster.

Auswirkungen der Mobilität

Die wachsende Anziehungskraft des Arbeitsmarktes der städtischen Zentren Zürich und Winterthur und eine starke Zunahme der Mobilität von Personen und Gütern führte zur Umwandlung des Zürcher Oberlandes in eine Siedlungsagglomeration mit einem negativen Pendlersaldo. Daran hatte der weitere Ausbau der Eisenbahnverbindungen durch den Zürcher Verkehrsverbund (Eröffnung der S-Bahn Zürich 1990) einen grossen Anteil – wobei nicht übersehen werden sollte, dass die heutige «S5-Stadt» bereits in der Bahnlinie Zürich–Uster–Rapperswil von 1855/56 vorgezeichnet worden ist.

Die S-Bahn hat einen grossen Bauboom ausgelöst. Die Grundstückspreise um die Bahnhöfe stiegen stark. Kaum aber liegt eine gewisse Distanz zur S-Bahn vor, nimmt die Standortattraktivität wieder ab. Obwohl weitere Arbeitsplatzgebiete in der Region entstanden und eigentliche Industriezonen aus dem Boden wuchsen, ist der Pendlerstrom am Morgen Richtung Zürich und am Abend wieder zurück gross. Die Hälfte der Bevölkerung der Region arbeitet auswärts. Der Sog, den die Arbeitsplatzsituation im Grossraum Zürich ausübt, ist ungebrochen. Darum wird auch vermehrt diskutiert, wie sich Wohnen und Arbeiten räumlich wieder besser verbinden lässt.

Wachstum der Agglomeration, Deindustrialisierung, Folgenutzungen

Die einstige Industrielandschaft wurde durch die damit verbundenen Folgenutzungen umgewandelt. Es finden sich heute extensiv genutzte Industriebrachen, gewerbliche Nachfolgenutzungen («Gnusch», sogenannter big box cluster in der Wässerli in Hinwil), Wohnsiedlungen (Im Lot Uster) und Pärke (Stadtpark Uster etc.). Intensiv bewirtschaftetes Landwirtschaftsgebiet, Wälder und Relikte der Naturlandschaft dienen einem Grossteil der Bevölkerung nur noch als Erholungsgebiet. Dabei sind alle Gebiete geprägt von einem scheinbar unregelmässigen, multipolaren, bedarfsgesteuerten Wachstum. Zusammen mit planerischen Leitbildern und Eingriffen prägt dieses Wachstum die aktuellen Ortsbilder.

Heute besteht im Zürcher Oberland eine grosse Spannweite in der Ausgestaltung der Bauten des Industriezeitalters, die von museal erhalten über sanft umgenutzt, architektonisch durchgestaltet bis kommerziell verwildert reicht. Die Bauten sind ausserdem eingebettet in die ausgedehnte postindustrielle Agglomerationslandschaft («Zwischenstadt») und ihre Ausläufer.

Gerade an den Wasserläufen, an denen die Fabrikindustrialisierung eingesetzt hatte, veränderte sich seit den 1970er Jahren die Produktionslandschaft des Zürcher Oberlandes markant. Zahlreiche Fabrikanlagen verloren ihre ursprünglichen Funktionen und wurden – oft nach einer Phase des Leerstands, der «Industriebrache» – umgenutzt. Gelungene Beispiele dafür sind etwa die ehemalige Seidenweberei und das Technologiezentrum Joweid in Rüti, die «Bleiche» in Wald, die Weberei Steg, «Eskimo» und «Sticki» in Turbenthal oder die Kulturfabrik Wetzikon, um nur einige wenige zu nennen. An Industriearealen in Uster und Wald kann die unterschiedlich verlaufende Entwicklung aufgezeigt werden.

Folgenutzungen im Trümpfer Areal

Die Bedeutung des zu einem eindrücklichen Ensemble zusammengewachsenen Fabrikareals der Familie Trümpfer in Oberuster strahlt über die Region aus. Die hier 1836–37 auf dem Gelände des Usterbrandes von 1832 errichtete neue Fabrik entwickelte sich zu einem eigentlichen neuen Siedlungskern.

Das Beispiel der Fabrikanlage Trümpfer in Oberuster zeigt, wie eine solche Anlage im Laufe der Jahre zu einem kleinen Ensemble herangewachsen ist: Neben den Fabrikationsanlagen, den Lagerhäusern, dem Oekonomiebetrieb und den Arbeiterwohnhäusern sowie dem Fabrikantenhaus wird das Ensemble wesentlich durch die Kanallandschaft geprägt, die eine stimmungsvolle Parkanlage mit Weiher einschliesst. Im Trümpfer-Areal stehen die Maschinen seit 1994 still. Schnell stellte sich die Frage nach einer sinnvollen Umnutzung des überkommunal eingestuftes Schutzobjektes, das die «Integrale Erhaltung der gesamten ehemaligen Industrieanlage mit den Baukörpern, den Wasserkraftanlagen, dem Kanal- und Weihersystem sowie den Gartenanlagen» umfasst.

Schritt für Schritt wurde die ehemalige Fabrikanlage saniert und umgenutzt. Kleinere und grössere Unternehmen haben sich in den bestehenden Gebäuden eingemietet und beleben die historischen Bauten von innen her neu. Hier entstanden im Gegensatz zu vielen anderen Industrieensembles keine Lofts, keine Wohnmöglichkeiten.

Das Trümpfer Areal stellt ein gelungenes Beispiel dar für das Umnutzen und Weiterbauen im historischen Kontext.



*Der Herterweiher im Herzen des Zellweger-Areals, links der Pavillon des ehemaligen Verwaltungsgebäudes von Roland Rohn, rechts der neue Wohnbau von Morger + Dettli.
(<https://projekte.baudokumentation.ch>)*

Umgestaltung des Zellweger-Areals

Ein ganz anderes Beispiel zeigt die Entwicklung des Zellweger-Areals. Ein städtebaulicher Ideenwettbewerb stand am Anfang und führte zur Umgestaltung des ehemaligen geschlossenen Industrialareals. Das Gewinnerprojekt von EM2N Architekten mit Schweingruber Zulauf Landschaftsarchitekten setzte auf eine Mischung von Wohnen und Arbeiten, auf grosse Bauten im Gegensatz zur kleinstrukturierten Umgebung, auf bedeutende Grün- und Parkanteile mit den beiden Weihern sowie quaterverbindende Achsen für Fussgänger und Velofahrer. Es ist die Rede von Arealtransformation. Neben 140 Mietwohnungen von Gigon/Guyer mit Guido Hager Landschaftsarchitekten, realisieren Herzog & De Meuron «industrielles Wohnen im industriellen Umfeld» am Herterweiher, werden die ältesten Bauten, das sogenannte Spinnereigebäude nachhaltig nutzbar gemacht durch Pfister Schiess Tropeano & Partner Architekten und EM2N Architekten nehmen sich des Hochregallagers, ebenfalls am Zellwegerweiher gelegen, an. «Die Mikro- und Makrolage, die Umgebung und die hochwertige Basissubstanz wie der Firmenhauptsitz mit dem Pavillon von Roland Rohn waren uns Verpflichtung». (Ruedi und Thomas Bechtler, in: Am Aabach Stadt Uster, Schulthess Gartenpreis 2014, Zürich 2014, S. 13)

Dank der Walter A. Bechtler-Stiftung konnte ein Kunstpark realisiert werden mit Werken wichtiger zeitgenössischer Künstler dem Kubus von Sol LeWitt, dem Moosfelsen von Fischli/Weiss, der Brücke von Kawamata über den Weiher sowie den Skulpturengarten von Lutz & Guggisberg.

Die Wurzeln der Walter A. Bechtler-Stiftung reichen weit zurück in das Textilzeitalter des Zürcher Oberlandes.

1925 siedelte sich die Apparatefabrik Zellweger AG Uster in den 100 Jahre früher errichteten Gebäuden der ehemaligen Grossspinnerei von Spinnerkönig Heinrich Kunz, die der Bubiker Fabrikant Jakob Heusser-Staub dann anfangs des 20. Jahrhundert erwarb und mit Erfolg führte an. Der Gewinn floss in die wohltätige Heusser-Staub-Stiftung. Das Schloss Uster mit seinem Restaurant und Bauernbetrieb gehören noch heute der Heusser-Staub-Stiftung, ebenfalls die älteste Kinderkrippe von Uster. Aus der Heusser Staub AG wurde nach dem Niedergang der Textilindustrie die Hesta Immobilien AG. Diese wurde Mitte der 1970er Jahre in die 1935 in Zürich von Hans und Walter Bechtler gegründeten Luwa AG integriert. 1993 fusionierte die Zellweger Uster AG mit der Luwa AG zur Zellweger Luwa AG, die sich heute noch im Besitz der Familie Bechtler befindet.



*Situation vor der Umnützung des Zellweger-Areals.
(www.sp-uster.ch/100-jahre)*

Die Bleiche Wald

Das Bleicheareal ist ein Ort, der Geschichte geschrieben hat. Hier wurden in den letzten 200 Jahren Tücher gewoben und gebleicht, Fabriken gegründet und Streiks gebrochen. Der Name «Bleiche» stammt aus der Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als in der Nähe des heutigen Fabrikstandortes Baumwolltücher an der Sonne gebleicht wurden.

Spezialisiert war die Otto & Joh. Honegger AG auf die Produktion von Kunstseiden- und feinen Baumwollgeweben. In der Weberei Bleiche waren nicht nur diverse Websäle, sondern auch fast alle Vorwerke des gesamten Betriebes untergebracht, jene Abteilungen also, in welchen die Garne umgespult, auf die Zettel gebracht, geschlichtet und für die Webstühle vorbereitet wurden.

Mit 771 Webstühlen in der Schweiz stand die Firma von Johannes Honegger 1888 an der Spitze der schweizerischen Webereien. Die Weberei Wellenwaage wurde geschlossen und zu Arbeiterwohnungen umfunktioniert und die Webstühle in der Bleiche aufgestellt. Die Arbeiterwohnungen der Wellenwaage sollten später zum Schauplatz des sozialkritischen Romans «Barbara, die Feinweberin» von Otto Kunz werden.

1988 wurde der grösste Betrieb in Wald ZH geschlossen. Um die stillgelegten, schutzwürdigen Fabrikgebäude einer neuen sinnvollen Nutzung zuführen zu können, erliess die Gemeinde 1997 auf Initiative der Firma Otto & Joh. Honegger AG in enger Zusammenarbeit mit dem Kanton Sonderbauvorschriften mit denkmalpflegerischen Auflagen. Im Dezember 1998 wurden der Öffentlichkeit die ersten zwei «Lofts» in der Bleiche vorgestellt. Seither sind über dreissig weitere Lofts in den ehemaligen Websälen entstanden. Nebst

den vielen Gewerberäumen, der Bleichibeiz mit den Design-Hotelzimmern, der Galerie Bleiche, dem Bio-Hof Bleiche und dem BleicheBad.

Auf dem übrigen Areal wurden in jüngster Zeit Neubauten mit Miet- und Eigentumswohnungen erstellt.

(www.bleiche.ch/immobilien/history/geschichte.aspx)



Die Bleiche Wald mit neuen Wohnbauten.

(<https://www.homegate.ch>)

Vom Armenhaus zum Mittelstand

Wie erwähnt, war die die Armut der Arbeiterschaft und speziell die Altersarmut zu Zeiten der Industrialisierung ein grosses Problem. Einige reiche Fabrikunternehmer ausgenommen, war das Zürcher Oberland und besonders das Tösstal ein armes Gebiet. Das zeigt sich an den Bauten, der Infrastruktur, den Landschaften. Es gibt kaum repräsentative Anlagen im grossen Stil. Die dominierende Architektur bestand aus Zweckbauten, Kosthäusern oder Armeleutebehausungen. Einige Fabrikantenvillen lockerten das Bild auf.

Die Armenpflege von einst ging nach dem 2. Weltkrieg in der heutigen Sozialhilfe auf. Die Altersarmut konnte mit den Sozialversicherungen eingedämmt werden. Das Zürcher Oberland ist kein Brennpunkt sozialer Probleme mehr. Die weitverbreitete Trunksucht der Arbeiter, die deren Familien auch finanziell in den Ruin trieb, ist heute in dieser Form kein vergleichbares Thema mehr. Erwähnenswert ist die Drogenproblematik der 1980er Jahre. Viele süchtige Menschen kamen nach Aufhebung von Platzspitz bzw. Letten aus der Stadt Zürich aufs Land zurück und mussten in entsprechenden Einrichtungen aufgefangen werden.

Ein breit aufgestelltes Angebot an sozialen Einrichtungen, ein funktionierender Arbeitsmarkt, Suchtpräventions- und Suchtfachstellen oder stetige Integrationsbemühungen erlauben es, dass viele Menschen in der Region heute ein selbst- und anständiges Leben führen können. Als Beispiel erwähnt sei die Stiftung Netzwerk, eine innovative, private Non-Profit-Organisation im Zürcher Oberland, die 1991 aus der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirks Hinwil gegründet wurde und heute eine breite Angebotspalette mit Jugend-, Wohn- und Arbeitsprojekten betreut.

Die einstige Arbeiterschaft, bestehend auch aus vielen Ausländern und Ausländerinnen, gibt es in dieser Form nicht mehr. Heute hat sich ein breiter Mittelstand etabliert, der sich ein Eigenheim leisten kann, die nahen Erholungsgebiete wie Seen oder Wälder schätzt und von den stadtnahen Angeboten profitiert.

Industrielandschaft, Industriekultur, Tourismus

Die Industrielandschaft Zürcher Oberland erstreckt sich über ein weitläufiges Einzugsgebiet, in dem 28 Gemeinden liegen. Ihre historischen Zeugen sind eingebettet in eine nachindustrielle Siedlungs- und Kulturlandschaft, die nicht mehr hauptsächlich von den Bauwerken und Infrastrukturanlagen des Industriezeitalters und seinen Eingriffen ins Landschaftsbild geprägt sind. Stichworte wie «S5-Stadt», «Regionaler Richtplan», «Agrarpolitik 18–21» oder «Gewässerentwicklungskonzept Töss» weisen über sie hinaus.

Aber andererseits gehört die Industrielandschaft zusammen mit den prägnantesten Naturlandschaften, den Seen und Aussichtsbergen zu jenen Merkmalen, die das Zürcher Oberland unverwechselbar machen. Die Pflege der Industrielandschaft ermöglicht eine Stärkung der Selbst- und Fremdwahrnehmung des Zürcher Oberlands als Landschaft mit authentischem Charakter.

Wirksame Vorbildwirkung für die Pflege der Industrielandschaft als ganzer kann die Pflege besonderer Denkmäler der Industriekultur haben. (Sie kann sie aber nicht ersetzen.) Unter Industriekultur verstehen wir die gesamten Zeugen der Kulturgeschichte des industriellen Zeitalters, wie sie in den vorangehenden Kapiteln in Umrissen dargestellt worden sind. Die Entwicklung der Technik, die typische Gestalt der Bauten und Infrastrukturanlagen, die Verkehrserschliessung und Landschaftsgestaltung, die Entwicklung der Konsumgüter und Dienstleistungen, die Zeugnisse der Lebenswelt und Lebensgestaltung der Menschen, das alles gehört zur Industriekultur.

Verschiedene Institutionen widmen sich der Pflege der Industriekultur im Zürcher Oberland. Darunter befinden sich kleinere, wie etwa das Dampfschiff «Greif» auf dem Greifensee, das FBW-Museum in Wetzikon und nicht zuletzt die unter dem Dach des Vereins zur Erhaltung alter Handwerks und Industrieanlagen im Zürcher Oberland (VEHI) zusammenwirkenden Vereine. Diese betreiben die Alte Sagi Stockrüti in Bäretswil, die Drechslerei Kleintal in Steg, die Alte Windenmacherei Brünger in Wila und als grösste Anlage das Industrieensemble Neuthal, das zwischen Bäretswil und Bauma gelegen ist. Die grösste Ausstrahlung von allen haben zweifellos das Industrieensemble Neuthal und der Dampfbahnverein Zürcher Oberland (DVZO). Zum Erlebnis Industriekultur tragen aber auch die verschiedenen Kulturwege bei, welche die Industrielandschaft erschliessen und erklären. Auf dieser Grundlage sind eine touristische Erschliessung und ein regionales Marketing möglich, welche von der Authentizität der Industrielandschaft getragen werden.

Vision Neuthal

Die 1966 stillgelegte Baumwollspinnerei Neuthal wurde 1978 grossenteils vom Kanton Zürich erworben, um sie als Kulturgut zu erhalten. Das denkmalgeschützte Industrieensemble Neuthal präsentiert sich als Einheit von Arbeitsstätten, Lager- und Oekonomiegebäuden, Wasserkraftanlage, Kosthäusern und Fabrikantenwohnhaus mit Parkanlagen. Das Industrieensemble ist einmalig gut erhalten und durch seine Lage fernab der Siedlungszentren besteht kein Überbauungs- oder Umnutzungsdruck. Hingegen bietet seine Umgebung einen hohen Freizeit- und touristischen Wert in der Nähe der grössten Städte des Kantons. Durch die direkte Anbindung an die Dampfbahnstrecke des Dampfbahnvereins Zürcher Oberland und den Industriefad Zürcher Oberland, der durch die Industrielandschaft zwischen Bauma und Niederuster führt, sowie durch eine Postautolinie und das Wanderwegnetz ist es touristisch ausgezeichnet erschlossen.

Besucherinnen und Besucher treffen hier den einzigen noch intakten und vollständig erhaltenen Textilindustriebetrieb im Zürcher Oberland an. Hier erleben sie, wie früher die Wasserkraft mittels Turbinen für den Antrieb von Spinnereimaschinen genutzt wurde und sie erfahren, welche Folgen der Wechsel von der Heimarbeit zur Fabrikarbeit hatte.

Die Spinnerei wurde in Tausenden von Fronarbeitsstunden von Spinnereimaschinen-Fachleuten restauriert. 1988 wurde die untere Turbinenanlage wieder instand gestellt und einem interessierten Publikum zugänglich gemacht. Seit 1993 wird an betriebstüchtigen Spinnmaschinen aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert die

Garnherstellung vorgeführt. Die Maschinen beeindrucken durch ihre wiedererlangte Funktionstüchtigkeit, die älteste davon ist über 150 Jahre alt.

2010 wurde dem Ensemble die einzigartige Webmaschinensammlung Rüti mit Webmaschinen der Baujahre 1860 bis 1996 eingegliedert, die auf die Werkssammlung der Maschinenfabrik Rüti (ehemals Honegger, später Sulzer) zurückgeht. Alle Schusseintrags-Systeme der Weberei werden hier an laufenden Maschinen vorgeführt. Ausserdem wurden dem Ensemble eine produzierende Handmaschinenstickerei mit zwei Stickmaschinen aus den Jahren um 1890 sowie den dazugehörigen Fädelmaschinen und allem notwendigen Zubehör inklusive Stickereien im ehemaligen Baumwollmagazin eingegliedert. Sie erinnern an das Gewerbe, das nach dem Niedergang von Heimspinnerei und -weberei noch Anfang des 20. Jahrhunderts im Zürcher Oberland grosse Bedeutung erlangte.

Wasserkraft und Arbeit werden übergreifend auf einem Rundgang durch die Aussenanlagen dargestellt. Das Wasser trieb einst grosse Wasserräder und Turbinen an, die heute teilweise wieder zusammenhängend funktionieren. Dazu diente eine ausgedehnte Wasserkraftanlage mit einem ausgeklügelten System von drei Stauweihern, Wehren, Turbinen und Transmissionen. Die wie eine Kapelle gebaute Werkstatt des Ensembles enthält eine historische Schlosserei mit Schmiede und eine Schreinerei. Besucherinnen und Besucher erhalten dort einen Einblick das Leben der Heim- und Fabrikarbeiter jener Zeit.

Neuthal Industriekultur als Trägerverein wurde von den vier Arbeitsgruppen gebildet, die sich der Museumsspinnerei, der Webmaschinensammlung Rüti, der Handmaschinenstickerei und dem übergreifenden Thema Wasserkraft und Arbeit widmen. Mit Unterstützung der Kantonalen Denkmalpflege, welche 2016 eine «Vision Neuthal» für die Weiterentwicklung des einzigartigen Museumsbetriebs erarbeiten liess, streben sie eine Verdoppelung der Besucherzahlen auf ca. 10'000 Personen pro Jahr an. Dazu beitragen sollen erweiterte Öffnungszeiten, die Professionalisierung von Leitung und Marketing, eine stärkere Ausrichtung auf Individualbesucher und der Ausbau der Infrastruktur (Empfang, WC, Shop).

Links:

www.vehi.ch

www.neuthal-industriekultur.ch

Der Dampfbahnverein Zürcher Oberland und das Bahnhofsareal Bauma

Am 1. Juni 1969 wurde durch die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) der Personenverkehr auf der ehemaligen Teilstrecke von Hinwil nach Bauma der Uerikon-Bauma-Bahn eingestellt und versuchsweise durch einen Busbetrieb der Verkehrsbetriebe Zürcher Oberland (VZO) ersetzt. Der Abschnitt zwischen Hinwil und Bäretswil wurde darauf nur noch durch Güterzüge bedient.

Sofort gründeten einige Eisenbahn-Enthusiasten den Dampfbahn-Verein, mit dem Ziel, mit historischen Lokomotiven und Wagen Bahnfahrten durchzuführen. Seit dem 6. Mai 1978 führt der Verein zwischen Hinwil und Bauma fahrplanmässige Museumsbahnfahrten durch. Der Verein ist seit dem Sommer 2000 Besitzer der fast 6 km langen Teilstrecke Bauma–Bäretswil und seither ein konzessioniertes Eisenbahn-Verkehrsunternehmen. Für die Benützung von Bahninfrastruktur im freien Netzzugang verfügt der DVZO über die notwendigen Bewilligungen, weshalb die Züge weit über seine Stammstrecke hinaus verkehren dürfen.

Die Fahrt beginnt in Bauma auf 639,3 m ü. M. Gleich nach der Ausfahrt muss die Bahn die grösste Steigung von 29,2 ‰ hinauf zur Haltestelle Neuthal auf 696,2 m ü. M. bewältigen. Kurz vor der Haltestelle überquert die Bahn die mit 80 m längste Brücke der Strecke, die Weissenbachbrücke. Darunter befindet sich das Gebäudeensemble des Industrieensembles Neuthal mit der ehemaligen Spinnerei, welche vom Gründer der Uerikon-Bauma-Bahn, Adolf Guyer-Zeller, errichtet wurde. Neben zahlreichen weiteren Brücken und Tunnels kann man während der Fahrt auch andere eisenbahntechnische Raritäten entdecken, so ist der Bahnhof Bäretswil von Bauma her durch eine Hipp'sche Wendescheibe gesichert und in Neuthal befindet sich eine Hand-Barriere (Bahnschranke).

Mit dem Umbau der Bahnhofsanlage in Bauma durch die SBB im 2014 hat der DVZO aber den direkten Zugang zu seiner Lokremise verloren: Blaulichtorganisationen und Lieferanten, Mitarbeitende und Besucher finden nur umständlich auf Fusswegen zum Gebäude.

In den Jahren 2016/17 hat sich als Antwort darauf unter dem Namen «Erlebbares Schweizer Bahnkulturerbe» ein Bündel Projekte herauskristallisiert, mit dem Ziel, das Areal neu zu erschliessen und sowohl funktional wie denkmalpflegerisch aufzuwerten. Eine Machbarkeitsstudie hat die Realisierbarkeit erhärtet. Am Projekt beteiligt sind namentlich die SBB, die kantonale Denkmalpflege und das Amt für Wasser, Energie und Luft (AWEL).

Nach dem Vorbild der Bahnbetriebsanlagen, wie sie im frühen 20. Jahrhundert zur Zeit von Tösstalbahn und Uerikon-Bauma-Bahn hier bestanden, sollen rund um das Gleisfeld mit einer zentralen Drehscheibe seltene oder einmalig erhaltene Bauten und Anlagen aus der Eisenbahngeschichte im Bahnbetrieb des DVZO ihre ursprüngliche Funktion zurückerhalten. Bahnbauten aus der Epoche der Dampftraktion und der frühen Elektrifizierung werden in Bauma zu einem Erlebnisraum vereint, im authentischen Umfeld genutzt und dem Publikum auf eingängige Art präsentiert. So werden optimale Bedingungen zur Pflege und zum Betrieb des rollenden und stehenden Kulturgutes durch den DVZO geschaffen.

Die Dichte an hochinteressantem, schweizweit relevantem und durch lokale Vereine gepflegtem Kulturgut rund um die Industriegeschichte in der Region Tösstal/Zürcher Oberland ist einmalig. Mit dem Projekt «Erlebbares Schweizer Bahnkulturerbe» haben diese Kulturgüter das Potenzial, sich in ihrer gebündelten Form zu einer wichtigen Ausflugsdestination zu entwickeln, sowie die Region mit der Thematik «Industrie- und Eisenbahnkultur» national zu positionieren.

In Bauma wird mit der Umsetzung des «Erlebbar Schweizer Bahnkulturerbes» ein Freilichtmuseum mit einem hohen emotionalen und regionaltouristischen Wert entstehen. Das Depotareal Bauma bildet dabei den Ausgangspunkt der Ausflügler – die Züge des DVZO sind der rote Faden durch die verschiedenen Teile aus der schweizerischen Eisenbahn- und Industriegeschichte. Das Projekt belebt die Industriekulturperlen im Tösstal und sorgt dafür, dass diese nachhaltig für künftige Generationen erlebbar bleiben.

Links:

<https://dvzo.ch/>

<https://dvzo.ch/verein/ueber-den-verein/depotareal-bauma-2020/>

Der Industriepfad Zürcher Oberland und weitere Kulturwege

Zentral für die erlebnisbetonte, aber mit gut aufbereiteten Informationen begleitete Erschliessung der Industrielandschaft sind die Kulturwege. Eine Kulturlandschaft lässt sich nach wie vor zu Fuss am besten erfahren, nämlich mit Musse und ohne Ablenkung durch den rollenden Verkehr.

1979 wurde der Verein zur Erhaltung alter Handwerks und Industrieanlagen im Zürcher Oberland (VEHI) gegründet. Initiator war Hans-Peter Bärtschi aus Winterthur, der Pionier der Industriearchäologie in der Schweiz. Ihm war es ein Anliegen, auch die frühindustrielle Entwicklung im Bewusstsein der breiten Bevölkerung zu bewahren und dieses Kulturerbe mittels eines Industrielehrpfades sichtbar zu machen. 1985 konnte der erste Abschnitt eröffnet werden. 1991 erhielt das Projekt einen Preis für das «Suchen, aufzeigen und verwirklichen von innovativen Lösungen zur Rehabilitation einer historischen Industrielandschaft» als Beitrag zur 700-Jahrfeier der Eidgenossenschaft. Ziel des Projektes war es, in einer breiten Bevölkerung Verständnis zu wecken für die Industriedenkmäler im Zürcher Oberland.

Der damals vorbildliche Industrielehrpfad ist in der Zwischenzeit in verschiedener Hinsicht veraltet. Er soll jetzt nach dem Wunsch des Trägervereins als attraktiver und informativer Kulturweg mit zeitgemässen Mitteln neu gestaltet, erweitert und auf die Informationsgewohnheiten der Gegenwart abgestimmt werden. Dadurch soll er erneut als Modell über die Region hinaus Beachtung finden. Der erneuerte Industriepfad erschliesst einen

bedeutenden Teil der Industrielandschaft Zürcher Oberland, namentlich das Industrieensemble Neuthal bei Bäretswil und die Industrieachse am Aabach, zwischen Pfäffikersee und Greifensee.

In Zusammenarbeit mit der Kantonalen Denkmalpflege wird der Industriepfad auch für die Vermittlung von Informationen zu den zwölf historischen Kleinwasserkraftwerken am Aabach zu nutzen. Diese sind Bestandteile des kantonalen Sanierungsprojekts, das von der Kantonalen Denkmalpflege denkmalpflegerisch und didaktisch begleitet wird. Dadurch sollen alle Informationsträger entlang der historischen Industrieachse Aabach einheitlich präsentiert und die Kleinkraftwerke in ihrem weiteren Kontext dargestellt werden.

Ähnlichen Zwecken dient auch der Kemptweg, welcher der Industrieachse an der Kempt zwischen Fehraltorf und Kempptal folgt, mit dem monumentalen Industriekomplex der einstigen Maggi AG als Endpunkt. Leider etwas in die Jahre gekommen ist der Wasserlehrpfad Töss 91 im Tössstal, der spezifisch über die vielfältigen Formen des Wasserbaus, der industriellen Wassernutzung und der Wasserversorgung informiert. Hingegen wird der Jakob-Stutz-Weg in naher Zukunft überarbeitet und neu gestaltet. Er folgt zwischen Pfäffikon und Sternenberg den authentischen Lebensstationen des vielleicht wichtigsten schriftstellerischen Zeugen der Industrialisierung im Zürcher Oberland.

Das Netz der Kulturwege bildet einen unspektakulären, aber wirklichkeitsnahen Zugang zur Industrielandschaft, wie sie einst bestand und wie sie sich heute zeigt.

Links:

www.ipzo.ch

www.zuerioberland-kultur.ch/zok/projekte/kulturwege/

Zusammenfassung und Fazit

Im Zürcher Oberland entstand im frühen 19. Jahrhundert die erste mechanisierte Textilindustrieregion des europäischen Kontinents. Ihre wichtigsten einheimischen Grundlagen bildeten die grosse Zahl der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen der bestehenden Verlagsindustrie und die allorten vorhandene Wasserkraft der Bäche und Flüsse. Die Industrieansiedlungen entwickelten sich dezentral, und man kann mit Jean-François Bergier von einer «Allgegenwärtigkeit der Industrie» sprechen.

Mit dem starken Wachstum der einheimischen Bevölkerung in der Epoche der frühindustriellen Heimarbeit entstand die heutige Siedlungslandschaft mit ihren dörflichen Zentren, den zahlreichen Weilern («Aussenwachten») und der flächendeckenden Streusiedlung im Berg- und Hügelland. Typisch für jene Zeit sind die zahllosen Flarzbauten, die in praktisch jedem älteren Siedlungskern vorhanden sind. Auch die landwirtschaftliche Bodennutzung erreichte flächenmässig ihren Höhepunkt.

Der Ausbau eines modernen Strassennetzes in den Jahren nach 1830 begünstigte diese dezentrale Entwicklung, während der Eisenbahnbau nach der Mitte der 1850er Jahre die Entstehung städtisch geprägter Zentrumsorte förderte. Auf diese konzentrierte sich die Entwicklung von Sekundärindustrien, hauptsächlich der Metallverarbeitenden und der Nahrungsmittelindustrie, sowie der Dienstleistungsbranchen, namentlich der Geschäftsbanken und der Post. Dabei blieben die früh entstandenen Industriebetriebe der Textilindustrie bis ins 20. Jahrhundert aufgrund der bereits getätigten Anlageinvestitionen in Gebäude, Maschinen und hydraulische Antriebssysteme sehr standorttreu und damit dezentral angesiedelt. Die Industrielandschaft Zürcher Oberland umfasste schliesslich nicht nur ländliche Arbeitersiedlungen und industrielle Produktionsstandorte, sondern auch die unterschiedlichsten Anlagen für die Energieerzeugung, das Verkehrsnetz mit seinen verschiedenen Verkehrsträgern und ihren Kunstbauten sowie den Schutzwasserbau.

Mit dieser Entwicklung einher ging ein grundlegender Wandel der Lebenswelten. Die Heimarbeiter lösten sich zusehends aus der bäuerlichen Existenzweise, in der die Selbstversorgung, die Verbindung mit dem selbst bewirtschafteten Boden und die Unwägbarkeiten der Wetterentwicklung noch eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Sie gewöhnten sich an Lohnarbeit, an Geld als Zahlungsmittel, an den Zukauf und Konsum importierter Konsumgüter und industriell hergestellter Produkte, aber auch an die Abhängigkeit von der Dynamik einer global werdenden Wirtschaft und deren Konjunkturen. Mit der Verlagerung der Spinnerei, später auch der Weberei, wurden viele Arbeiterinnen und Arbeiter auch räumlich mobil, nahmen tägliche Arbeitswege in Kauf oder zogen von entlegenen Siedlungen ins Tal, in die Nähe der Fabriken oder in die entstehenden Industriedörfer. Im 19. Jahrhundert wurde das Oberland ausserdem zum Zuwanderungsland, und damit vermehrte sich die Durchmischung seiner Bevölkerung nach Herkunft und Religion, ablesbar am Wachsen einer katholischen Diaspora.

Damit einher ging ein merklich zunehmender Wohlstand, an dem immer grössere Teile der Bevölkerung Anteil erhielten. Massenkonsum und berufliche Diversifizierung, Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und der öffentlichen und privaten Dienstleistungen führten schliesslich im Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft zu einem Zurücktreten der Industrieproduktion und zu einem fast vollständigen Verlust der Textilindustrie, die die Gestalt der Industrielandschaft im Zürcher Oberland geprägt hatte. Die weit verbreitete Trennung von Wohn- und Arbeitsort und die Anziehungskraft der städtischen Zentren lösten das Wachstum einer an die Verkehrsinfrastruktur gebundenen Siedlungsagglomeration aus, in welche die einstige Industrielandschaft heute eingebettet ist. Aus der Kulturlandschaft als Lebensraum wurde dabei für die meisten ihrer Bewohnerinnen und Bewohner eine Erholungs- und Erlebnislandschaft, deren natürliche Qualitäten trotz aller Bemühungen nach wie vor gefährdet sind.

Was macht nun das aus, was wir heute als Industrielandschaft im Zürcher Oberland wahrnehmen? Es sind in hohem Mass die als altertümlich hervorstechenden Bauten und Betriebskonzentrationen der Protoindustrialisierung (Flärze) und der Textil- und Maschinenindustrie aus der Zeit der Wasserkraftantriebssysteme, der Dampfmaschinen und des Eisenbahnbaus. In zweiter Linie sind es die Erweiterungsbauten dieser älteren Baukomplexe, die teilweise bis in die Nachkriegszeit in zeittypischen Baustilen entstanden, sowie die frühen Anlagen der Elektrizitätsgewinnung (Kleinkraftwerke und kommunale Elektrizitätswerke) und -verteilung (Transformatorhäuschen). Eine grundlegend neue industrielle Produktionsstruktur entstand im Zürcher Oberland im 20. Jahrhundert nicht mehr; Erneuerungen wurden innerhalb der bestehenden Strukturen durchgeführt. Es bestand eine ausgeprägte Abhängigkeit vom

eingeschlagenen «Entwicklungspfad», d.h. von den früher getätigten Investitionen in Standorte, Bauten und Infrastrukturanlagen wie Kanäle und Eisenbahntrassees, die sich auch im heutigen Baubestand noch unübersehbar abzeichnen.

Sie machen aber zusammen mit den einprägsamsten Landschaften die Eigenart und Unverwechselbarkeit des Zürcher Oberlands aus, das, was diese Gegend von allen anderen unterscheidet. Und die Einbindung in diese gut erschlossene Siedlungsagglomeration ermöglicht es mindestens, die Industrielandschaft nebst der Kontinuität als Produktionsstandort auch durch durchdachte Umnutzungen, auf sie zugeschnittene Planungen, denkmalpflegerisch verantwortungsbewusste Gestaltungen und die gezielte Förderung ungünstig gelegener Standorte als sichtbares Leitmerkmal des Zürcher Oberlands zu erhalten. Vorbilder dafür sind vorhanden.

Ausgewählte Literatur und Quellen

Lexika

Historisches Lexikon der Schweiz, Basel 2002-2014. (<http://www.hls-dhs-dss.ch>)

Geographisches Lexikon der Schweiz, Neuchâtel 1902-1910. (http://elexikon.ch/1888_inhalt/41_0001)

Grundkarte für die thematischen Karten im Anhang

Keller, Heinrich; Scheuermann, Johann Jakob, *Der Canton Zürich mit seinen nähern Angränzungen*, 1852, (<http://www.e-rara.ch/doi/10.3931/e-rara-26511>).

Geschichte des Kantons Zürich

Paul Kläui, Eduard Imhof, *Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich*, Zürich 1951.

Geschichte des Kantons Zürich Band II, III, Zürich 1996, 1994.

Kulturgeographie

Hans Bernhard, *Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des Tösstales*, in: Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich 1910–1911, Zürich 1911, S. 33–216.

Hans Bernhard, *Die betriebswirtschaftlichen Verhältnisse*, in: Zürcher Landwirtschaftlicher Kantonalverein (Hg.), *Die Landwirtschaft im Kanton Zürich*, Zürich 1924, S. 61–123.

Die Ostschweiz im Bild der frühen Kartenmacher, Murten: Verlag Cartographica Helvetica, 1994.

Emil Egli, *Das Zürcher Oberland: Beitrag zur Geschichte seiner Landschaft und seiner Menschen*, Wetzikon 1986.

Klaus C. Ewald, *Schlaglichter auf 250 Jahre Wandel der Kulturlandschaft im Kanton Zürich*, in: Naturforschende Gesellschaft Zürich (Hg.), *Mensch und Natur: Festschrift zur 250-Jahr-Feier der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1746-1996*, Zürich 1996.

Kommission Wasserlehrpfad Töss 91 (Hg.), *Wasserlehrpfad Töss 91*, April 1991.

Bernhard Nievergelt, Hansruedi Wildermuth, *Eine Landschaft und ihr Leben: das Zürcher Oberland*, Zürich 2001.

Peter Nüesch, *Zürcher Zehntenpläne. Die Zehntenpläne im Staatsarchiv Zürich als Quellen geographischer Forschung*, Zürich 1969.

Schöne Aussichten! Zürcher Ortsbilder und Landschaften in der Druckgraphik 1750-1850, Zürich: SIK, 2002.

Gustav Strickler, *Das Zürcher Oberland*, Zürich 1902.

Ernst Winkler, *Veränderungen der Kulturlandschaft im Zürcherischen Glatttal*, in: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich 36/1936, Zürich 1935, S. 3–163.

Wirtschafts- und Technikgeschichte

Hans-Peter Bärtschi, *Industriekultur im Kanton Zürich: vom Mittelalter bis heute*, Zürich 1995.

Hans-Peter Bärtschi, *Industriekultur im Kanton Zürich: Unterwegs zu 222 Schauplätzen des produktiven Schaffens*, Zürich 2009.

Claudia Fischer-Karrer, Eva Zangger, *as Streichholz erobert die Welt und das Zürcher Oberland*, in: *Heimatspiegel*, illustrierte Beilage von *Zürcher Oberländer und Anzeiger von Uster*, Wetzikon Mai 2016.

Jürg Hanser, Jürg E. Schneider, Hans-Peter Bärtschi, *Die industrielle Revolution im Zürcher Oberland: von der industriellen Erschliessung zum Industrielehrpfad*, Wetzikon 1985.

Heinz Kaspar, Heinz Willi Weiss, *Frühindustrielle Wasserkraftanlagen. Sanierung und Erhaltung solcher Werke im Zürcher Oberland*, *Schweizer Ingenieur und Architekt* Nr. 3/1991, S. 40-44, Nr. 6/1991, S. 115-120, Nr. 21/1991, S. 505-509.

Ulrich Pfister, *Die Zürcher Fabriques: protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert*, Zürich 1992.

Werner Schefer-Guyer, *Die Anfänge der Elektrifizierung und Elektroindustrie. Vor einem Jahrhundert begann im Zürcher Oberland das Zeitalter der Elektrizität*, *Heimatspiegel* Mai 2005.

Werner Schefer-Guyer, *Erneuerbare Energie aus Töss, Jona und Aabach. Chronik dreier noch in Betrieb stehender Kleinkraftwerke*, *Heimatspiegel* Nr. 5/Mai 2007.

Infrastruktur

Andres Betschart, *«Gute Strassen sind Zierden eines Landes»*. *Der Bau des Hauptstrassennetzes im Zürcher Oberland 1835 bis 1855*, *Heimatspiegel* Mai 2009.

Cornel Doswald, *Auf den Spuren der Fabrikkanäle an der oberen Töss. Dimensionen eines industriellen Wasserkraftsystems*, *Heimatspiegel* Juni 2017.

Philipp Flury, *Verkehr und Raumentwicklung zwischen Kunststrassen- und Eisenbahnbau. Eine digitale Analyse von Erreichbarkeiten und Raumstrukturen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts*, *Geographica Bernensia* G 83, Bern 2009.

Claudia Fischer-Karrer, *Feuer – Licht - Energie*, *Heimatspiegel* Dezember 2013.

Michael R. Frei, *Der Strassenbau als Infrastrukturprojekt. Zum Bau der Landstrasse von Uster nach Oetwil am See*, *Heimatspiegel* Februar 2014.

Willi Müller, *150 Jahre Bahnanschluss. Am 9. November 1857 fuhr der erste Zug in Wetzikon ein*, *Heimatspiegel* November 2007.

Matthias Peter, *«Bald wallt auch hier der bewegende Dampf!»*. *Die Tösstalbahnlinie von Winterthur nach Wald wird 125 Jahre alt*, *Heimatspiegel* Juli 2001.

Hans-Ulrich Schiedt, *Die Entwicklung der Strasseninfrastruktur in der Schweiz zwischen 1740 und 1910*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, 1/2007, 39-54.

Siedlungen und Bauten

Dagmar Anderes, *Verdichtete Wohn- und Siedlungsformen im Oberland*, Heimatspiegel April und Mai 1996.

Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich (Hg.), *Siedlungs- und Baudenkmäler im Kanton Zürich. Ein kulturgeschichtlicher Wegweiser*, Stäfa 1993.

Eidgenössische Technische Hochschule (Zürich), ETH Wohnforum, *AggloOasen: Impulse für die Agglomeration am Fusse des Bachtels. Erkenntnisse des Forschungsprojekts «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum»*, Baden 2011.

Karl Werner Glaetli, *Undel: Eine siedlungskundliche Betrachtung*, Bauma 1963.

Claudia Fischer-Karrer, Eva Zangger, *Sportkultur – Sportbauten, eine sportgeschichtliche Spurensuche. Beispiele aus dem Zürcher Oberland*, Heimatspiegel Mai 2008.

Claudia Fischer-Karrer, Sandra Ryffel, Silvia Steeb, Eva Zangger, *Für immer verloren? Die Lebensformen der Menschen verändern sich — und mit ihnen auch Gebäude und Gärten. Beispiele aus dem Zürcher Oberland*, Heimatspiegel August 2009.

Claudia Fischer-Karrer, Sandra Ryffel-Künzler, *Fabriken, Villen und Gärten entlang der Florastrasse in Uster. Vom Aabach geprägter Stadtraum*, Heimatspiegel Juni 2007.

Claudia Fischer-Karrer, Sandra Ryffel, Silvia Steeb, *Das Oberland macht «Blauen». Färbereien – einst der grösste Manufakturzweig im Zürcher Oberland*, Heimatspiegel April 2010.

Claudia Fischer-Karrer, Eva Zangger, *«Für den «Glust» ein Mühlebrot für 10 Rappen». Mühlen im Zürcher Oberland*, Heimatspiegel Dezember 2010.

Claudia Fischer-Karrer, Caroline Rossier-Egli, *Das «Gnusch» in Hinwil. Eine Spurensuche im Big-Box-Gebiet Wässerli*, Heimatspiegel April 2012.

Claudia Fischer-Karrer, *Uster, Ehem. Baumwollspinnerei Trümpfer*, Zürcher Denkmalpflege, 19. Bericht, 2007-2008, Zürich/Egg 2012, S. 190-199.

Claudia Fischer-Karrer, Silvia Steeb, *Was ist denn das? Kleinbauten erzählen Alltagsgeschichten*, Heimatspiegel April 2013.

Claudia Fischer-Karrer, *Die Heime Uster im Wandel der Zeit*, Uster 2014.

Claudia Fischer-Karrer, *«Erinnerungen an mein Dorf», Uster im 19. Jh. – Spurensuche in den ehemaligen Zivilgemeinden*, Uster 2015.

(internetpublikation: http://www.uster.ch/dl.php/de/563de05c21846/Publikation_Spurensuche-komprimierte-Version_20151107.pdf)

Claudia Fischer-Karrer, Roger Strub, *Schulanlage Zentrum Wetzikon*, Zürcher Denkmalpflege, 20. Bericht 2009-2010, Egg 2015, S. 180-187.

Beat Frei, *Das Zürcher Oberland*, Baden 2002 (Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Band 2).

Andreas Hauser, *Das öffentliche Bauwesen in Zürich, 1. Teil: Das kantonale Bauamt 1798–1895*, Zürich und Egg 2001.

Hans-Felix Jucker, *Das Rad der Zeit, Die Geschichte der Weberei Grünthal*, 2 Bde., Saland 2012.

Michael Köhler, *Uster vom Fabrikdorf zur Stadt*, Uster 2005.

Karl Litz, *Die Entwicklung der Siedlungsstruktur im Kanton Zürich*, Zürich 1980 (fotokopiertes Typoskript).

Schweizer Heimatschutz (Hg.), *Schulthess Gartenpreis 2014, Am Aabach Stadt Uster*, Zürich 2014

Peter Surbeck, *Die Inschriften an Bauernhäusern im Zürcher Oberland*. 5 Bände. Uster: Verlag Uster-Info, 1999-2008.

Ustermer Kulturpfade. Industriegeprägte Bauten, Uster 2016.

Peter Witschi, *Dörfliches Allmendgut, obrigkeitliche Einzugspolitik und ländliche Industrialisierung im alten Zürich*, in: Zürcher Taschenbuch 1983, Zürich 1982, 89–110.

Landwirtschaft

Markus Mattmüller, *Die Landwirtschaft der schweizerischen Heimarbeiter im 18. Jahrhundert*, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 31. Jhg. 1983, 41-56.

Otto Schmid, Daniel Wiedenkeller, Florentina Gartmann, *Kleinjogg – Wegbereiter der modernen Landwirtschaft. Gedenkschrift zum 300. Geburtstag von Jakob Gujer*, Wermatswil 2016.

Otto Sigg, Hans Ulrich Pfister, Thomas Schärli, *Lob der Tüchtigkeit: Kleinjogg und die Zürcher Landwirtschaft am Vorabend des Industriezeitalters: Zum zweihundertsten Todesjahr Kleinjogg Gujers (1716-1785)*. Zürich 1985.

Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Zürich (Hg.), *Landwirtschaft im Industriekanton*, Stäfa 1976.

Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Zürich (Hg.), *100 Jahre Kulturtechnischer Dienst Kanton Zürich*, Zürich 1998.

Zürcher Landwirtschaftlicher Kantonalverein (Hg.), *Die Landwirtschaft im Kanton Zürich*, Zürich 1924.

Lebenswelten

Claudia Aufdermauer, *Working Poor am Aabach, Das Leben der ärmlichen und arbeitenden Bevölkerung in Uster im 19. Jahrhundert*, Uster 2016.

(<http://files.designer.hoststar.ch/hoststar6444/file/working-poor-low.pdf>)

Rudolf Braun, *Industrialisierung und Volksleben: Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800*, Göttingen 1979.

Rudolf Braun, *Die Fabrik als Lebensform*, in: Richard van Dülmen / Norbert Schindler (Hg.), *Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.-20. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M. 1984.

Rudolf Braun, *Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 1999.

Die Stapfer-Enquête. Edition der helvetischen Schulumfrage von 1799, Bern 2015. Internet-Publikation: www.stapferenquete.ch

Claudia Fischer-Karrer, *100 Jahre Heime Uster*, Uster 2014.

Claudia Fischer-Karrer, *«Erinnerung an mein Dorf», Uster im 19. Jh. – Spurensuche in den ehemaligen Zivilgemeinden*, Uster 2015.

Claudia Fischer-Karrer, Anne Bagattini, *Von Pfahlbauten bis Industriekultur*, in: Heimatspiegel Januar 2015.

Helmut Holzhey, Simone Zurbuchen (Hg.), *Alte Löcher – neue Blicke. Zürich im 18. Jahrhundert: Aussen- und Innenperspektiven*, Zürich 1997.

Reto Jäger, Max Lemmenmeier, August Rohr, Peter Wiher, *Baumwollgarn als Schicksalsfaden*, Zürich 1986.

Kaspar Kägi, *«Viele meiner Schulkameraden erkannte ich nur gar nicht mehr, so sehr waren sie durch den Hunger entstellt»: die Hungerkrise von 1816/17 im Kanton Zürich*, Lic. phil. I Universität Zürich 2011.

Daniel Krämer, *«Menschen grasten nun mit dem Vieh»: die letzte grosse Hungerkrise der Schweiz 1816/17: mit einer theoretischen und methodischen Einführung in die historische Hungerforschung*, Basel 2015.

Bernhard Schneider (Hg.), *Alltag in der Schweiz seit 1300*, Zürich 1991.

Beatrice Schumacher, *Geld und Herz, Die Gemeinnützigen Gesellschaften und ihre Sparkassen*, Heimatspiegel 9/2016.

François Walter, *Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800*, Zürich 1996.
Hansruedi Wildermuth, *Naturschutz im Zürcher Oberland*, Wetzikon 1974.

Literarische Quellen

Jakob Stutz, *Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben*. Als Beitrag zu näherer Kenntnis des Volkes. Fünf Bände. Zwingli, Pfäffikon 1853–55.

Jakob Senn, *Chelläländer-Schtückli* vo verschiedenä Sortä, bschnitten und uusbütschget vo's Häiri Häiche Häiggels Haier. Zürich 1864.

Jakob Senn, *Hans Grünauer*, erschienen unter dem Titel *Ein Kind des Volkes*. Verlag von Rud. Jennis Buchhandlung, Bern 1888. Neuauflage: Limmat Verlag, Zürich 2006. Mit einem Nachwort von Matthias Peter.

Matthias Peter, *Jakob und Heinrich Senn*. Zeitbilder der Schweiz aus dem 19. Jahrhundert, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2004.

Rudolf Kägi, *De Flarzbueb*. Aller Gattig Sache-Sächeli us em Tösstal verzelt vum Ruedi Chägi vu Baume. Winterthur : Ziegler, 1942.

Otto Kunz, *Barbara, die Feinweberin: eine Lebensgeschichte aus dem Zürcher Oberland*, Luzern 1942.

Albin Zollinger, *Das Gewitter*. Zürich/München: Artemis, 1980 (EA. 1943).

Barbara Egli, *Byswindharfe: Gedichte und Erzählungen* (Vol. Bd. 437, Gute Schriften Zürich). Zürich: Gute Schriften, 1978.

Barbara Egli, *Die bösen Mimosen: Eine Kindheit* (Vol. Bd. 522, Gute Schriften Zürich). Zürich: GS-Verlag, 1986.

Arthur Honegger, *Freitag oder die Angst vor dem Zahltag*. Benziger, Zürich 1976.

Arthur Honegger, *Wenn sie morgen kommen*. Huber, Frauenfeld 1977.

Emil Zopfi, *Mondmilchsteine*. Limmat Verlag, Zürich 1979.

Giuseppina Beeli, *Erzählte Industrialisierung: eine historische Untersuchung an Hand von «Anneli kämpft um Sonne und Freiheit» (Olga Meyer 1927), «Die Sticker» (Elisabeth Gerter 1938) und «Barbara die Feinweberin» (Otto Kunz 1942)*, Lic. phil. I Univ. Zürich, 2007.
(Zentralbibliothek Zürich Lic phil I 2007: 629)